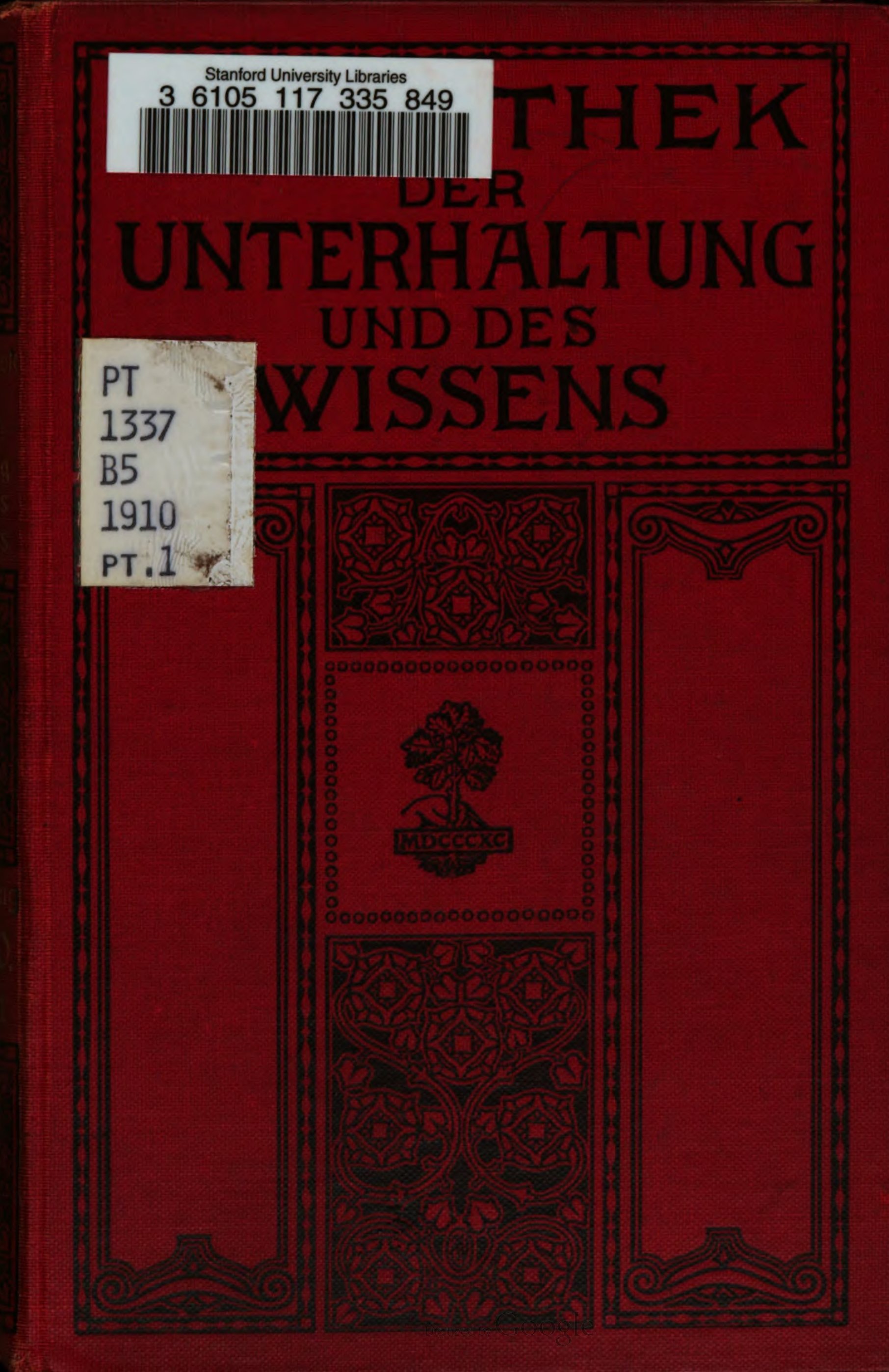


THEK
DER
UNTERHALTUNG
UND DES
WISSENS
MDCCCXC


Bücher-Sammlung
von

An unsere Leser.

Mit dem vorliegenden Bande beginnt die „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“ ihren

vierunddreißigsten Jahrgang

In vielen Millionen von Bänden verbreitet, erfüllt sie ihr Programm:

jedem Bücherliebhaber Gelegenheit
zu geben zur Anlegung einer wirklich
gediegenen, spannendste Unterhaltung
und eine unerschöpfliche Fundgrube
des Wissens zugleich bietenden

Privatbibliothek

aufs allerbeste.

Die „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“ erscheint vollständig in 13 vierwöchentlichen, elegant in englische Leinwand gebundenen, reich illustrierten Bänden mit Golddrücken und Deckelpressung.

Um die Anschaffung auch weniger Bemittelten zu ermöglichen, beträgt der Abonnementspreis

nur 75 Pfennig für den Band,

ein Preis, zu welchem der Buchbinder im einzelnen noch nicht einmal den bloßen Einband zu liefern imstande wäre.

Stuttgart.

Die Redaktion
und Verlagsbuchhandlung.

Um auch bei Beginn des neuen Jahrgangs unseren geehrten Abonnenten Gelegenheit zur Anschaffung eines ebenso schönen als außerordentlich billigen Zimmerschmuckes zu geben, haben wir ein

prachtvolles Ölfarbendruckbild

Die Waldfee ::

Nach einem Gemälde von W. Ebbinghaus

herstellen lassen und liefern dasselbe allen Kunstfreunden zum Subskriptionspreise von nur **1 Mark 50 Pfennig** für das Exemplar.



Bildgröße: 70 cm breit, 50 cm hoch; Papiergröße 80 cm breit, 62 cm hoch.

Dieses mit 15 Farbplatten gedruckte Kunstblatt (bedeutend verkleinerte Nachbildung siehe vorstehend) würde im Kunsthandel weit mehr kosten. Eine Besprechung des Bildes befindet sich auf Seite 239 des gegenwärtigen Bandes. Auf die früher erschienenen, auf beiliegendem Bestellzettel verzeichneten Kunstblätter machen wir ebenfalls aufmerksam.

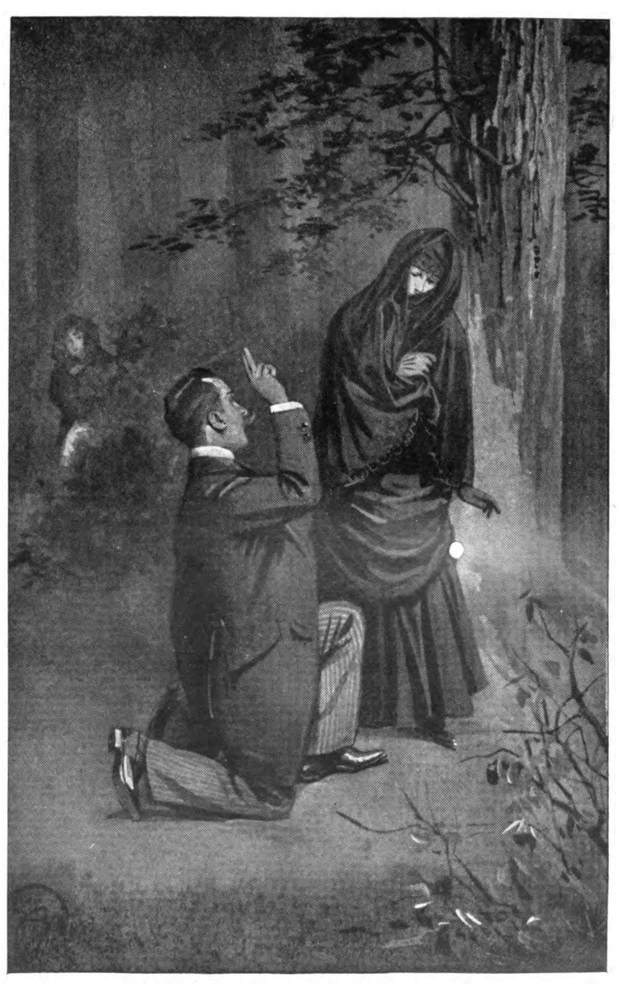
Ankündigungen aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von Anzeigen durch die Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.



Steckenpferd.
SEIFE
LILIENMILCH-
Inliegend: den
SCHUTZMARKE: STECKENPFERD.
Jeder Mensch hat sein Steckenpferd - mein's ist:
Steckenpferd-
Lilienmilch-
Seife
von Bergmann & Co. RADEBEUL.
denn nur diese erzeugt ein zartes reines Gesicht, rosiges jugendfrisches Aussehen, weiße sammetweiche Haut, blendendschönen Teint und beseitigt Sommersprossen sowie alle Hautunreinigkeiten. à Stück 50 Pfg. in den Apotheken, Drogerien und Parfümerien.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens





Zu der Humoreske „Wie man heiratet" von Friedrich Thieme.
(S. 87)
Originalzeichnung von Adolf Wald.



Mit Original-Beiträgen der
hervorragendsten Schriftsteller
und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen

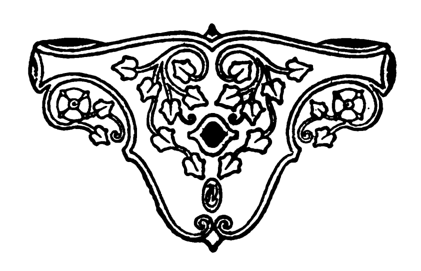
Jahrgang 1910. Erster Band

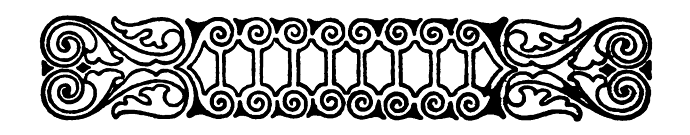
Union Deutsche Verlagsgesellschaft
:: Stuttgart, Berlin, Leipzig ::

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart



Inhalts-Verzeichnis.





Willst du dein Herz mir schenken —

Roman von Georg Hartwig (Emmy Koeppel).

▽ (Nachdruck verboten.)

Erstes Kapitel.



Die Jagd war zu Ende. Sechshundert Hasen und etliches Raubzeug waren zur Strecke gebracht.

Der Förster und seine Gehilfen schritten, die frischgeschossene Last ordnend, zwischen den Leiterwagen hin und her, während die herrschaftlichen Equipagen mit den geladenen Jagdteilnehmern in hurtigem Trabe Busch und Bruch verließen und auf glatten, windgefegten Wegen dem gastfreien Hause zurollten, dessen Besitzer unter all den plaudernden Insassen der vergnügteste war.

Der Himmel hatte ein grauschwärzliches Novemberkleid angelegt, und von Nordwesten her brandeten scharfe Windstöße an die Waldecken. Dünne Nebelschwaden dunsteten von Stamm zu Stamm und feuchteten den Boden.

„Fertig!“ rief der Förster, sich auf den letzten Wagen schwingend. „Vorwärts!“

Die Wagen rumpelten davon.

Quer durch den Hochwald ging ein natürlicher Graben, ein breiter und tiefer Spalt, der sich im Lauf

der Jahre mit Haufen vermodernder Blätter halb gefüllt hatte. Dichtes Buschwerk wucherte zu beiden Seiten zwischen den hohen Stämmen, deren Schutz es seine üppige Entwicklung verdankte. Jenseits des Grabens zeigte sich in einer Lichtung ein schilfumstandener Wassertümpel, zu dem das Wild früh und abends, seinen Durst zu stillen, aus dem Walde herauszutreten pflegte. Deshalb eignete sich dieser Ort für den Jäger vorzüglich zum Anstand.

Gegen dieses Buschwerk zu kam, als die Dämmerung Nacht ward, und der Nebel seine grauen Schleier immer tiefer über Weg und Steg senkte, ein Mensch dahergejagt wie ein gehetztes Tier. Keuchend stürzte er vorwärts, blieb stehen, horchte zurück — und jagte beim leisesten Geräusch wieder weiter. Sein fahles Gesicht erschien um so entstellter unter dem buschigen Haupthaar, als es trotz des kalten Windes von Schweißströmen überflutet war, mit schmutzigem Schweiß, den er zuweilen mit rauher Hand aus den Augen wischte.

Am Grabenrand angelangt, ging ihm der letzte Rest Atemkraft verloren, die höchstgespannten Muskeln versagten jäh, und im Fallen beide Arme von sich streckend, stürzte er vornüber in den Graben hinein.

— — — — — — — — — — — — — —

Im Herrenhause von Barnekow waren alle Fenster erleuchtet. Herr v. Warnulf, der Besitzer und Jagdherr, hatte in gewagten Reimen und mit schallender Stimme seine Gäste willkommen geheißen und ein Hoch auf den Jagdkönig ausgebracht.

Laut klangen die Gläser gegeneinander, bis der Gefeierte, ein schlanker Mann mit glänzend schwarzem Haar und trotz der Tafelfreuden bleichem Antlitz, sich anschickte, den Spruch des Gastgebers dankend zu erwidern.

Da ward's still. Graf Brankowan sprach von der erlesenen Gastfreundschaft, die auch dem Fremden und Ausländer die Tore des Hauses weit geöffnet habe. Von den landschaftlichen Reizen einer Gegend sprach er, in die der Zufall ihn geführt auf Einladung seines Reisegefährten Lichtenberg, einer Gegend, die ihm, dem unsteten Wanderer, der so viel gesehen, aufrichtige Bewunderung abgenötigt habe, und die er nur mit Bedauern in etlichen Tagen wieder verlassen werde.

Die Rede klang in den Worten aus: „Ein Hoch auf den Besitzer von Barnekow! Herr v. Warnulf lebe hoch — hoch — hoch!"

Jetzt war nichts mehr zu verstehen vor Scharren und Gläserklingen. Saßen doch die Herren allein bei Tisch, denn die Hausfrau fehlte schon seit Jahren auf Barnekow. So gab's keinen Zwang.

„Hör, Warnulf," sagte der Nachbar des Hausherrn, der Amtsgerichtsrat Müllbrich, eine mittelgroße Persönlichkeit, dessen Züge Offenheit bekundeten, „tun wir nicht des Guten schon zu viel?"

Warnulf gab ihm einen scherzhaften Stoß in die Seite. „So jung kommen wir ja doch nicht wieder zusammen! Hast du denn heute einen ganzen Hasen zur Strecke gebracht?" setzte er mit gutmütigem Spott hinzu.

„Zwei sogar," sagte der Rat, der, trotzdem er ein richtiger Sonntagsjäger war, eine heftige Leidenschaft für das Weidwerk besaß. „Und ich werde auch morgen in aller Frühe auf den Anstand gehen, um einen Rehbock zu schießen."

„Ich gebe dir den guten Rat," fiel Warnulf ein, weinselige Tränen über den Eifer seines Freundes lachend, „leg dich lieber in die Klappe. Wenn du dir

aber nach dieser Sitzung durchaus die Beine in den Leib stehen willst, habe ich auch nichts dagegen. — Hoffentlich," wandte er sich nach seiner anderen Seite, „haben wir Sie nächstes Jahr wieder hier, Graf Brankowan?"

„Höchst wahrscheinlich nicht, mein sehr verehrter Herr v. Warnulf. Ich bin Nomade, und wenn auch mein Freund Lichtenberg jetzt von mir abfällt und sich hier ansässig macht, mich treibt's doch wieder weiter durch die Welt."

„Sagen Sie mal," rief der Rat interessiert, „wo ist denn eigentlich Ihr ruhender Pol?"

„Mein ruhender Pol," lächelte Brankowan, „waren einst unsere Besitzungen in der Walachei, in der schönen, schwermütigen Walachei. Jetzt ist, wie Sie sehen, nicht Stadt noch Land vor mir sicher."

„Ja — ja!" seufzte der Rat, der kurzen Fußtouren in seiner Jugend gedenkend und der wenigen Badereisen, für die er mühsam genug das nötige Kleingeld zusammengespart. „Na, schließlich ist schon die Sehnsucht allein etwas Schönes."

„Du bleibst doch," fragte ihn Warnulf, „noch morgen wenigstens zum Katerfrühstück hier? Wirst doch kein Frosch sein!"

„Tut mir ja selber leid," sagte der Rat bedauernd, „aber ich habe tatsächlich zu viel zu tun. Deshalb will ich ja eben die paar Stunden in der frischen Morgenluft noch ausnützen. Die Treibjagd heute war gewiß eine herrliche Sache, aber so ein Alleinsein auf Anstand ist ür mich der höchste Genuß. Mitten in der erwachenden Natur, jede Sehne vor Erwartung gespannt, das ist für einen Aktenmenschen —"

„Hören Sie den Schwärmer, Graf Brankowan!" rief Warnulf lachend. „Auf der Lichtung beim Wasser-

loch, da kannst du dir wenigstens den Rheumatismus holen, wenn auch sonst nichts anderes. — Na, denn also gesegnete Mahlzeit, Herrschaften!"

Das Zurückschieben der Stühle verschlang jedes weitere Wort.

Im Nebenzimmer reichten die Diener Kaffee und Liköre herum, während der Hausherr seinen Gästen mit gutem Beispiel voranging und sich eine Zigarre anzündete.

Der Amtsgerichtsrat leerte seine Tasse mit Behagen. Er fühlte sich außerordentlich wohl hier. Seit etlichen Monaten war er in die Stadt versetzt, in deren Nähe das Gut seines Schulfreundes Warnulf lag, mit dem er stets Verbindung unterhalten hatte. Die Folge war, daß er nun, ohne selbst eine teure Jagd pachten zu müssen, nach Erstehung eines Jagdscheins in den prachtvollen Barnekower Forsten seiner Passion nachgehen konnte, so oft es seine Zeit gestattete.

Während er in der angrenzenden Bibliothek die Zeitungen zur Hand nahm, hörte er mit halbem Ohr nebenan einen Vorschlag fallen, dem ein lachender Beifall entgegenkam.

„Müllbrich," rief Herr v. Warnulf in die Tür tretend, „tust du mit? Wir wollen leichtsinnig sein und ein kleines Tempelchen bauen."

„Danke, ich spiele nicht. Aber ein Weilchen werde ich noch zusehen."

„Na, denn zwei Spiele Whistkarten, Fritz!" befahl Warnulf. — „Wer nimmt die Bank? — Na, Graf Brankowan, wie wär's? Als junge Kraft —"

„Ich stehe ganz zu Befehl."

Zu beiden Seiten des Bankhalters und um den Tisch herum zog sich die dichte Gruppe der Spielteilnehmer zu einem Halbkreis zusammen. Das Zimmer war durch

Petroleumlampen erleuchtet, deren gelbliches Licht in den Rauchwolken zu verschwimmen schien.

Und in diesem vertrübten Schein ging der Amtsgerichtsrat, die Hände auf dem Rücken, behaglich auf und nieder, bisweilen kopfschüttelnd stehen bleibend, wenn die Höhe der Einsätze über das Ziel einer anregenden Unterhaltung weit hinausschoß.

„Herr Amtsgerichtsrat," sagte Graf Brankowan lächelnd, als die Schritte hinter ihm immer wieder erklangen, „wenn Sie die Güte haben wollten, nicht ganz so laut hinter meinem Stuhl zu sein, wäre ich Ihnen sehr verbunden. Ich werde etwas nervös, wie ich soeben merke."

„War in der Tat nicht meine Absicht, Sie zu stören."

„Ist denn kein Stuhl da für meine Hulda?" sang Herr v. Warnulf mit krächzender Stimme. — „Ihnen ist wohl die Kehle trocken geworden, Graf?" fragte er Brankowan, der den Kopf seitwärts nach einem flaschenbesetzten Nebentisch wandte. „Einen Augenblick Geduld! Sie sollen gleich haben!" Er goß selber ein Glas Wein ein, um es dem Grafen, der sich halb erhob, hinüberzureichen.

Brankowan zog, indem er sich dankend wieder setzte, sein Taschentuch aus der Brusttasche und betupfte sich damit leicht die Stirn.

Warnulf goß sich selbst ein Glas Wein ein und winkte den anderen Herren einladend zu. „Na, Herrschaften, die Quelle fließt — bitte! — Müllbrich, alter Junge, komm an die Krippe!"

Der Rat, im Begriff, sich zu nähern, streifte bei der Wendung die Rechte des Grafen, an deren kleinem Finger ein Brillant wundervoll funkelte, als sie das weißseidene Tuch in die Brusttasche zurückschob. Plötzlich blieb er stehen, als hätte er ein Gespenst gesehen.

Sein Herz tat einen so gewaltigen Schlag, daß er kein Wort der Erwiderung fand.

„Na, Alter,“ rief Herr v. Warnulf ungeduldig, „wird's bald?“

„Ich danke,“ sagte Müllbrich hastig abwinkend.

„Fang nur nicht wieder deinen Dauerlauf an. Graf Brankowan hat bis jetzt reichlich Pech gehabt, um nervös werden zu können, auch ohne dein Rennen.“

„Es pflegt sich zu bessern, wenn ich dazwischen getrunken habe,“ meinte der Graf, den Inhalt seiner Brieftasche durchmusternd. „Ich bitte die Herren, zu setzen.“

Der Rat stand hinter ihm, ohne den Blick zu wenden. Er sah, wie nach einigen Abzügen plötzlich ein anderer Geist in die Karten zu fahren schien.

„Bube und Dame —“

Brankowan zog die auf dem Buben stehende Summe gleichmütig ein. Die Karten schlugen bei hohen Einsätzen jetzt fast dauernd zu seinen Gunsten um.

„Ich wußte es vorher,“ sagte er scherzend. „Es ist mein Schicksal, zu gewinnen. Sonst müßte ich längst daheim meinen Kohl bauen.“

Der Rat ging hastig auf Warnulf zu. „Wir sehen uns morgen noch. Ich habe dann noch das Vergnügen, Ihnen, Herr v. Lichtenberg, einige Worte zu sagen.“ Er drückte seinem Freunde die Hand.

„Willst du wirklich noch nach dem Wasserloch gehen?“ fragte Warnulf kopfschüttelnd. „Na — wenn du einen Rehbock siehst, sag, ich lass' ihn grüßen!“

Müllbrich trat aufatmend aus der schwülen Rauchluft des Spielzimmers. Der Diener schritt mit brennender Kerze leuchtend vor ihm her den Gang hinauf zu den Fremdengemächern.

„Heute haben sie in der Stadt den Kerl erwischt,

der in Warnow die Windmühle in Brand steckte, Herr Amtsgerichtsrat," sagte er, das Licht auf dem Nachttisch anzündend und Müllbrich beistehend, sich des schwarzen Anzuges zu entledigen. „In einem verrufenen Wirtshause haben sie ihn festgenommen. Er soll sich wütend gewehrt und einen Polizisten mit dem Messer schwer verwundet haben."

„So — so!" antwortete Müllbrich, zerstreut nach der Uhr sehend. „Es ist wirklich schon ein Uhr vorüber. Das Niederlegen lohnt fast nicht mehr."

„Unser Förster hat ihm schon ein paarmal aufgelauert, denn er ist ein ganz gefährlicher Wilddieb. Aber er ist so gerissen, daß ihn keiner erwischen konnte."

„Der Halunke!" sagte Müllbrich, ohne dem Wortschwall des Dieners Beachtung zu schenken.

„Die Hintertür bleibt auf. Herr Amtsgerichtsrat haben vielleicht nachher die Güte, beim Vorbeigehen ans Fenster im Dienerzimmer zu klopfen. Ich komme dann sofort."

„Ich brauche Sie nicht mehr," sagte Müllbrich, seinen warmen Jagdrock anziehend. „Haben Sie vielleicht einen Briefumschlag zur Hand? Ich möchte ein paar Worte schreiben."

„Hier im Schreibtisch sind welche. — Ich glaube übrigens, die Herren brechen unten auch schon auf."

Eilfertig verschwand er.

Allein geblieben öffnete Müllbrich seine Brieftasche, schrieb hastig mit dem Bleistift einige Zeilen, riß das Blatt heraus, steckte es in einen Umschlag, kleidete sich dann fertig an, warf die Flinte über die Schulter und ging aus seinem Gemach bis ans Ende des Korridors. Dort öffnete er die Tür eines der Gastzimmer, legte den Brief auf den Nachttisch neben den Leuchter und schritt dann eilig, als habe er eine drückende Last ab-

geschüttelt, die Steinstufen der Hintertreppe hinab, die in einen Seitenhof führte, von dem er direkt ins Freie gelangte.

Tief aufatmend verfolgte er den stillen Weg über das Feld in den Wald hinein.

Die Nacht sang der schlafenden Natur ein feierliches Schlummerlied. In langgezogenen Orgeltönen strich es längs der Baumkronen hin, schwoll an und verschwebte in ächzendem Seufzen. Bisweilen, wenn das Käuzchen dazwischen schrie, klang es wie fernes Weinen, von schrillem Lachen übertönt. Das Nachtgetier huschte durch Busch und Moor. Der Nebel war gesunken und verkroch sich in dünnen Schwaden tief am Boden. Wolken und Sterne stritten um die Herrschaft und kämpften, bis der Mond sein silbernes Licht sieghaft dazwischen warf.

Müllbrichs Sinne nahmen die Reize dieser Nachteinsamkeit mit wonnigem Behagen in sich auf. Schöne Bilder gingen durch seine Phantasie, während er den breiten Graben durchkletterte, um das Buschwerk jenseits zu erreichen, vor welchem sich die Lichtung mit dem Wassertümpel ausbreitete. Das Bild eines blondhaarigen, hübschen Frauenkopfes erschien ihm. Wie lange hatte er dieses anmutige Antlitz schon im Herzen getragen! Als er nichts hatte und nichts war, liebte er's schon. Aber da war ein anderer gekommen, ein reicher, herzenskalter Egoist, dem war sie überliefert worden und hatte ihm treulich angehört, bis sie der Tod wieder geschieden hatte. Dann war sie endlich sein geworden.

Und neben seiner blonden Frau tauchten die beiden kindlichen Gestalten vor ihm auf, die sich an die Mutter drängten, Harda, die braunlockige, die ihm diese mit in die Ehe gebracht, und der er ein zweiter Vater war,

und Liska, die jüngere, blonde, sein eigenes vielgeliebtes Kind. Wie leuchteten seine Augen im innerlichen Betrachten dieses seine Seele so ganz erfüllenden Bildes!

Doch jetzt hatte Müllbrich den Platz, auf dem er sich zum Anstand aufstellen wollte, erreicht. Ein dicker Eichenstamm nahm ihn in seinen Schatten. Gespannten Blicks, gespannten Sinnes, die Büchse schußfertig in der Hand, horchte der Rat auf das Brechen jedes Astes.

Dabei überhörte er, wie hinter ihm, aus der Blätterfülle des Grabens, sich eine Gestalt langsam in die Höhe richtete. Die bleierne Erschöpfung, die den Mann auf seiner Flucht wehrlos gemacht, war einem grimmen Frösteln gewichen, das seine Glieder erschauern ließ. Er lauschte — kein Laut in weiter Runde!

So stieg er mühsam zum rückwärtigen Grabenrand hinauf und schlich eine Strecke seitwärts durchs Unterholz, als sei er in diesem Revier mit Weg und Steg wohlbekannt.

Die Mondsichel neigte sich zum Untergang. Schon lagerte hie und da ein Streifen helleren Lichtes über der Waldblöße, als der Flüchtling sich neben einem Ameisenhügel geräuschlos auf die Kniee niederließ und leise Moos und Zweige fortzuräumen begann. Ein Gewehr kam zum Vorschein. Er hob es sorgfältig aus dem Versteck und befreite es von der schützenden Hülle. Dann schlich er hinter Müllbrichs Rücken der Lichtung zu.

Der Rat, das Geräusch eines knackenden Astes auffangend, wandte sich zur Seite.

Im selben Augenblicke fiel ein Schuß.

Der Pulverblitz hellte das Dunkel zwischen den Stämmen flüchtig auf, und donnernd hallte der Knall, von allen Seiten ein Echo weckend, durch den stillen Wald.

Jetzt ein Schurren und Trappeln ringsum — aufgescheucht huschte das Wild erschreckt davon. Ein Flügelflattern in der Höhe — dann alles still.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Turmuhr in Barnekow schlug die vierte Morgenstunde an, da wurde der Gutsinspektor durch lautes Pochen gegen seine Tür aus dem Schlafe gerüttelt.

Ein reitender Gendarm hielt auf der Straße draußen und bearbeitete mit seinem Pallasch die Haustür.

„Was ist los?“ fragte der unliebsam Gestörte durchs Kammerfenster. „Was gibt's denn?“

Er bekam aber einen Heidenschreck, als er den Hüter des Gesetzes im Zwielicht erkannte.

„Munter, munter, Herr Reichert!“ rief der Gendarm hinauf. „Der Förster und die sämtlichen Taglöhner müssen sofort alarmiert werden. Riedel ist beim Transport aus dem Zuge gesprungen. Wir sind ihm auf der Spur. Er kann sich nur im Barnekower Forst versteckt halten.“

„Das soll ihm übel bekommen,“ brummte der Inspektor, verdrossen das Fenster zuschlagend.

Der Förster, der rasch auf den Füßen war, wußte sofort, wo der berüchtigte Wilddieb und Brandstifter zu finden sei, wenn er überhaupt im Forst war. „Wenn Riedel sich im Wald versteckt hat, ist er beim großen Graben zu finden.“

Und dann begann die Razzia nach dem Verfemten.

Der Morgenwind blies frisch über die Felder hin bis ins Herz des Waldes hinein, und der letzte Nebelrest verwandelte sich in weißen Reif, in den das junge Saatengrün sich fröstelnd hüllte. Die Sterne blinkten blaß am Himmel. Ein ungewisses Dämmern spann sich wie ein grauer Flor um Busch und Baum, um Weg und Steg.

Mit möglichst wenig Geräusch vollzog sich die Umzinglung des Waldreviers, in dem sich der Gesuchte längst nicht mehr sicher wähnte, das zu verlassen er aber auch den Mut nicht gehabt hatte.

Er kniete, sorgsam Umschau haltend, am Boden, als ihm ein Brechen der Zweige das erste Zeichen der nahen Verfolger zutrug. Flink wie der Hirsch, alle Muskeln vom Selbsterhaltungstrieb gestrafft, fuhr er auf und stürzte nach dem Graben zurück.

Zu spät! Die Hunde des Försters, von der Leine gelassen, hatten ihn gewittert und folgten laut bellend seiner Spur.

„Da ist er — dort läuft er!“

Er hörte die Worte hinter sich her schallen und wechselte die Richtung im Fliehen. Doch wie er auch laufen mochte, der Lärm, die Zurufe, hinter seinem Rücken und nun auch vor ihm, kamen immer näher. Durch das Buschwerk raschelten die Hunde und waren ihm so dicht auf den Fersen, daß er ihren heißen Atem zu verspüren glaubte.

„Halt!“ schrie der Förster. „Steh, oder ich schieße!“

Er wandte sich noch einmal, um den Hund, welcher ihn an der Hose gefaßt hatte, mit einem Kolbenschlag niederzustrecken. Es war sein letztes Werk für lange Zeit.

Im nächsten Augenblick schon war ihm das Gewehr entrissen, Fesseln klirrten an seinen Armen.

Des Schweißes ungeachtet, der ihm von der Stirn rieselte, sah er auf die finsteren Gesichter um sich her mit verbissenem Trotz. „Ich denke, ihr seid mit mir allein noch nicht fertig,“ sagte er mit keuchendem Atem. „Es gibt noch 'ne andere Überraschung für euch.“

„Elender Kerl!“ rief der Förster, ihm mit der Faust drohend. „Möchtest uns wohl auch den roten Hahn

aufs Dach setzen? Der arme Feldmann ist wahrhaftig fast hin."

Durch die scharfe Luft glitt ein unheimlich winselnder Laut.

„Merkt ihr was?" fragte der Gefangene höhnisch. „Das Vieh hat mehr Verstand als ihr."

Das Winseln ließ nicht nach. Es wurde zum langgezogenen Heulen.

„Was hat nur der Köter?" rief der Inspektor, Riedel den sicheren Händen des Gendarmen überlassend und dem Förster in der Richtung auf den großen Graben nachgehend. „Hierher! Kusch dich — kusch!"

Das Heulen nahm kein Ende.

„Du Vieh!" schrie Reichert, nach einem Stein sich bückend. „Willst du wohl —"

Im selben Moment stieß der Förster einen lauten Ruf aus. „Hierher — hierher um Gottes willen!"

Sie standen, die Köpfe geneigt, fahl und sprachlos im erwachenden Frühlicht.

Da lag, neben einer starken Wurzelknolle, die ihm als hartes Kissen diente, der Amtsgerichtsrat — tot. Aus der Seite war ein schmaler roter Streifen geflossen, der erstarrt war. Die Jagdmütze lag einige Schritte entfernt neben dem abgeschossenen Gewehr, dessen Laufmündung der Herzwunde zugekehrt war, als sei es dem Verstorbenen aus der Hand geglitten.

Auf seiner kalten Stirn durchspielte der Wind das Haar und huschte um die Schläfen, als wolle er ein neues Leben wachpochen.

„Erschossen — von dem Kerl!" flüsterte der Inspektor, das traurige Bild mit gefalteten Händen betrachtend. „Was wird der Herr sagen?"

„Verheiratet ist er auch," murmelte der Förster,

den Goldreif an der erstarrten Hand bemerkend. „Wir müssen ihn hier liegen lassen.“

— — — — — — — — — — — — — —

Es war noch dunkel, als Herr v. Warnulf aus tiefem Schlaf durch seinen Diener geweckt ward.

„Nanu!“ rief er, sich die Augen reibend. „Bist du verrückt, Fritz?“

„Gnädiger Herr,“ sagte der Diener leise, indem er das Licht anzündete, „es ist ein furchtbares Unglück geschehen.“

Warnulf fuhr im Bett in die Höhe. „Mensch, wie siehst du denn aus!“

„Der Herr Amtsgerichtsrat liegt tot im Walde.“

Der Gutsherr sprang mit beiden Füßen zugleich auf den Boden.

„Der Förster hat mich soeben herausgeklopft. Der Gendarm ist die ganze Nacht hier gewesen auf der Suche nach dem entsprungenen Riedel. In unserem Forst, am großen Graben, haben sie ihn aufgespürt und gefangen. Dabei haben sie die Leiche vom Herrn Amtsgerichtsrat gefunden.“

Warnulf antwortete nicht. Das Blut schoß ihm ins Gehirn, daß er taumelte. Dazwischen, während er sich mit unsicheren Händen ankleidete, sprudelten ihm einzelne Sätze zwischen den Lippen hindurch.

„Er wollte nicht hören! — Armer, armer Mensch! — Ich hätte es ihm nicht gestatten sollen! — Die Frau, die Frau — —“

„Ich glaube, die anderen Herren sind auch schon munter geworden durch den Lärm.“

„Pferde heraus! Angespannt!“ rief jetzt Warnulf aus dem Zimmer stürzend. „Vorwärts! Zum Amtsvorsteher! Zum Arzt! Eine Tragbahre! — Meine Herren,“ rief er, den Gang zur Hintertür hinunter-

eilend, wo sich erstaunte Gesichter zwischen den halbgeöffneten Türen zeigten, „ich bin fassungslos. Mein guter, alter Freund Müllbrich liegt erschossen im Walde —“

Fort stürzte er, von dem männlichen Hauspersonal begleitet und gefolgt von seinen Gästen. Eilig glitten ihre Schatten im Frühlicht über das zerknisternde Weiß des Rauhreifs und verschwanden im düsteren Dickicht des Waldes.

Der Arzt, der Amtsvorsteher, alle, die gekommen waren, das Ungeheure zu sehen, umstanden und umknieten die Stelle, wo ein braver Mann ein jähes Ende gefunden. Herrn v. Warnulfs Augen flossen über. Er machte sich die heftigsten Vorwürfe, seine Einwilligung zu diesem nächtlichen Gang gegeben zu haben. Dazwischen bemächtigte sich seiner eine grenzenlose Wut gegen den niederträchtigen Mordbuben, der gefesselt zwischen dem Gendarmen und dem Förster an der Unglücksstätte stand.

Mit finsterem Trotz blickte Riedel vor sich nieder. Ein hartes Lächeln grub sich zuweilen in seine Mundwinkel ein und verzerrte seine vor Erschöpfung und Hunger farblosen Züge.

„Unsinn!“ stieß er hastig hervor, als man sich anschickte, den Toten vom Boden aufzuheben. „Glaubt's oder glaubt es nicht. Wie der da liegt, so liegt keiner, der von hinten oder von vorn seinen Denkzettel bekommen hat.“

„Mund halten!“ schrie ihn der Gendarm an.

„Einen Augenblick!“ sagte der Amtsvorsteher, sich aufrichtend. „Was will der Mensch damit sagen?“

„Daß ich dort stand! Da, hinter dem Stamm!“ stieß Riedel rauh hervor. „Daß der hier — es ist nur ein Schuß gefallen.“

„Das sagt der Wächter auch,“ fiel ein Diener ein. „Er hat nur einen Schuß gehört von dieser Gegend her.“

„Und dieser Schuß —“ rief Herr v. Warnulf, die Hand des Toten in der seinen drückend. „Schafft mir den Halunken aus den Augen, oder ich vergesse mich.“

„Unsinn!“ sagte Riedel wieder, „der da hat sich —“ Er schwieg, und seine Stimme klang noch heiserer denn zuvor, als er langsam fortfuhr: „ganz allein aus der Welt geschafft. Es hätt's niemand besser machen können, als er's selber gemacht hat.“

„Mund halten!“ schrie der Gendarm von neuem ingrimmig.

„Was will der Kerl damit sagen?“ fiel der Amtsvorsteher wieder ein.

„Daß der da mich gehört hat, als ich auf einen dürren Ast trat.“ Er räusperte sich ein paarmal. „Gehört, will ich sagen, und sich danach umgesehen hat. Da, wo er liegt, ist er dabei über die Wurzel gestolpert, und im Fallen hat sich das Gewehr entladen. So ist's gewesen — was ich gesehen hab', kann mir niemand abstreiten.“

„Halt 's Maul!“ schrie der Gendarm entrüstet. „Vorwärts jetzt!“

„Na, es wird sich ja finden,“ sagte Riedel, seine trüben Blicke noch einmal in die Runde schickend, als wolle er Glauben oder Unglauben aus den Gesichtern herauslesen. „Meinetwegen brauchte der hier nicht zu liegen.“

„Sie werden dir schon auf die Sprünge helfen, Bürschchen!“ sagte der Förster mit drohender Faust. „Wir kennen dich.“

„Vorwärts — marsch!“ kommandierte der Gendarm,

gab Riedel einen Rippenstoß und brachte ihn so zum Ausschreiten. Gleich darauf verschwanden ihre Gestalten zwischen den Stämmen.

Das Haupt seines Jugendfreundes emporhebend, befahl Warnulf, den Toten auf die Bahre zu legen und ins Herrenhaus zu tragen. Dann folgte er dem traurigen Zuge inmitten seiner Gäste, die einen solchen Abschluß ihres fröhlichen Zusammenseins tief beklagten.

„Graf Brankowan,“ sagte Warnulf, durch den grauen Novembermorgen hinschreitend, „ich bin vollständig gebrochen. Es tut mir leid, Ihret- und aller anderen wegen. So wird uns in alle Freuden ein Mißklang vom Schicksal geworfen — kein Mensch ahnt, was herauskommen wird. Sie sehen auch miserabel aus — kein Wunder. Wenn es nur erst der Frau beigebracht wäre! Das schlägt mich vollends nieder. Der gemeine Kerl verdiente, auf der Stelle aufgehängt zu werden. Die arme Familie!“

„Es ist mir versagt, mich jetzt darüber zu äußern,“ erwiderte Brankowan, sein Taschentuch hervorziehend, um sich die Stirn zu betupfen. „Ich konnte meinen Gefühlen nie Ausdruck geben.“

„Ich immer zu viel,“ sagte Herr v. Warnulf melancholisch. „Ich machte nie aus meinem Herzen eine Mördergrube. Verzeihen Sie, lieber Graf — es ist so ein altes, dummes Wort, hat gar keinen Bezug auf Ihre Kunst der Selbstbeherrschung, die ich bewundere, beneide. — Ach Gott, nein! Warum sollte ich jetzt nicht sagen, daß ich mich völlig zerschmettert fühle?“

„Der Verstorbene stand Ihnen ja auch sehr nahe,“ sagte der Graf, ihm seinen Arm bietend.

„Danke, ich komme schon so nach Hause. — War so ein guter, prächtiger Mensch! Immer fidel mit

nichts in der Tasche. — Die Frau, die arme Frau! — So ein hundsgemeiner Mordbube! — Ich werde nun sogleich zur Stadt fahren müssen — ich kann der Frau doch nicht die Leiche ohne weiteres ins Haus schicken. Vielleicht hilft mir einer seiner Kollegen oder eine der Damen dabei."

„Sie gestatten, daß ich mich sogleich Ihnen empfehle, Herr v. Warnulf," sagte der Graf, „mit dem herzlichsten Dank für Ihre Gastfreundschaft und dem innigsten Bedauern, daß dieselbe einen so beklagenswerten Abschluß fand."

„Von Dank kann gar keine Rede sein. Leben Sie wohl, lieber Graf! — Wenn ich jetzt doch diese Fahrt nicht zu machen brauchte! — Ich möchte den anderen Herren auch gleich Lebewohl sagen — ich bin so ganz außer Gastgeberstimmung."

Er drückte allen die Hände.

„Dort stehen die Wagen, meine Herren. Der Kaffee wird fertig sein. Lieber Graf, trinken Sie ein paar Kognake hintereinander, Ihre Hände sind ja eiskalt. Adieu! Adieu, meine Herren!"

Er wandte sich ab und schritt schneller aus, bis er sich allein hinter der Bahre seines Freundes befand und keinen Zwang mehr nötig hatte, um die Tränen zu verbergen, die sich hin und wieder zwischen seinen Wimpern hervorstahlen.

Zweites Kapitel.

Blumen, Blumen — nichts als Blumen! Ein Begräbnis ohnegleichen! Beinahe wie zu einem Freudenfest war die gesamte Bevölkerung des Städtchens auf den Straßen, an den Fenstern und auf dem Friedhof versammelt, den imposanten Leichenzug zu

sehen, der da endete, wo die Vergangenheit sich auftut — in sechs Fuß Erdentiefe.

Die blasse Sonne hatte ein freundliches Lächeln für diesen letzten Pilgergang. Sie spendete es bis in die Gruft hinein und erhellte ihr harrendes Dunkel. Gehüllt in Licht und noch einmal umfangen vom weichen Winde sank der Sarg hinab — aus dem Sein ins Vergangene, aus dem Schaffenden ins Vernichtende.

Vier Personen standen zunächst dem Grabe, Erstberechtigte, um ein paar Hände voll Erde über die dumpf erklingenden Bretterwände zu streuen, ein hochgewachsener, wohlbeleibter Herr in tadelloser Haltung zwischen zwei Damen in hochmoderner Trauerkleidung, an deren Seite ein vierzehnjähriges Mädchen sichtlich unbehaglich in ihrer schwarzen Gewandung und mit geteilter Aufmerksamkeit den Schlußworten des Geistlichen lauschte.

Als der Moment des Aufbruchs gekommen war, verneigte sich Herr Sebaldus Kniebel mit würdevollem Dank gegen die Versammlung, drückte dem Prediger verbindlich die Hand, reichte seiner ältesten Schwester Elisabeth den Arm und verließ mit ihr die Trauerstätte, mitten durch die gaffende Menge, deren beifälliges Murmeln nicht ungehört an seinem Ohr verhallte.

Hinter ihnen, Hand in Hand, schritt Fräulein Rosalie Kniebel neben ihrer Nichte Harda, einem hübschen Backfisch, dessen braune Haarzöpfe sich kaum bändigen ließen.

Schon öffnete Sebaldus Kniebel den Wagenschlag für seine Begleiterinnen, als, im Sturmschritt hinterdrein eilend, Herr v. Warnulf seinen Namen rief.

„Einen Augenblick bitte zu warten, Herr Kniebel!“

Sein noch immer sonnenverbranntes Antlitz war

stark gerötet vor Erregung, und die Hast, mit der er sprach, stand in schroffem Gegensatz zu der abwartenden Ruhe des Angerufenen.

„Ich stehe zu Diensten."

„Ich wollte nur fragen, ob es auch jetzt noch unmöglich ist, Frau Müllbrich die Hand zu drücken. Sie können sich denken, daß es mir ein unabweisbares Bedürfnis ist."

„Ganz unmöglich!" rief Fräulein Elisabeth hinter ihrem Kreppschleier hervor. „Wir haben alle Mühe, sie überhaupt nur aufrecht zu erhalten."

„Ach Gott — nur keine Tröstungen!" seufzte Fräulein Rosa, abwehrend die Hand ausstreckend.

„Sie hören selbst!" sagte Herr Kniebel mit kühler Verbindlichkeit. „Ich könnte es nicht verantworten, den Willen meiner Schwestern zu mißachten."

Warnulf murmelte etwas vor sich hin, während er zurücktrat. „Dann bitte ich wenigstens, mich Frau Müllbrich empfehlen zu wollen," schloß er.

Herr Kniebel verneigte sich und stieg seinen Damen nach in den Wagen, der alsbald fortrollte.

„Gott sei Dank," sagte Fräulein Elisabeth, „daß dieser Akt vorüber ist. Wer weiß, was Mathilde inzwischen wieder angestellt haben wird! Ich habe nie eine solche Fassungslosigkeit, ein solches seelisches Darniederliegen erlebt."

„Meine Nerven sind geradezu auseinander," seufzte Fräulein Rosa, ihre Nichte Harda an sich drückend. „Armes Kind — in deiner ersten Blüte solchen Jammer!"

„Wenn Mama so fortfährt," sagte Harda, mit geröteten Wangen aus dem Wagenfenster blickend, „werde ich elend."

„Erbarme dich, Harda!" rief Tante Elisabeth mit beschwörender Stimme. „Das tust du uns nicht an!"

„Wir werden Rat finden, liebe Lilla, und Einspruch tun," sagte Sebaldus Kniebel mit unantastbarer Zuversicht.

„Ja, Kind, hättest du jetzt deinen Onkel nicht!"

„Es ist nur gut, daß ihr gleich gekommen seid, als ich telegraphierte. Mama war wirklich geistesgestört, und Liska benahm sich wie eine Verrückte."

„Dieses schreckliche Mädchen!" wisperte Tante Rosa unhörbar in ihr Taschentuch.

Der Wagen rollte weiter und hielt endlich vor dem Trauerhause, kenntlich durch das zertretene und verschrumpfte Grün, über welches der Sarg hinweggetragen worden war.

Alle vier stiegen schweigend die Stufen hinauf zu einer Korridortür, die sich wie von selbst öffnete.

„Na?" sagte Fräulein Lilla, als erste eintretend, zu einem kleinen, blondlockigen Mädchen. „Wie steht's?"

Die Kleine antwortete nicht, sie schluchzte nur.

„Dieselbe Geschichte!" seufzte Tante Rosa, ihren Kreppschleier abnehmend. „Aber Liska! Wir müssen uns doch fügen. Sollen wir denn murren? Lernst du das in der Schule, Kind? In der Religionsstunde, Liska?"

Da abermals keine Antwort erfolgte, öffnete Fräulein Lilla die Tür zum Wohnzimmer.

Drinnen schienen die letzten Sonnenstrahlen durch zugezogene Vorhänge gleich freundlichen Grüßen vom frisch geschaufelten Grabe her. Ein paar Rosen, die Frau Müllbrich dem Toten aus den Händen genommen und zum Andenken behalten, durchdufteten das Zimmer.

In diesem schwermütigen Dufte schritt die hübsche blonde Frau ruhelos auf und nieder. Liska eilte stürmisch an ihre Seite zurück und streichelte die herabhängende Rechte.

„Nun, meine liebe Mathilde,“ sagte Herr Sebaldus Kniebel, in korrektester Haltung auf sie zugehend und ihr beide Hände mehr mahnend als tröstend entgegenstreckend, „haben wir dich und die Kinder ins Auge zu fassen. Wir haben uns schon einmal so gegenübergestanden,“ fuhr er bedeutsam fort, „damals, als dein erster Gatte, mein lieber Bruder Artur, gestorben war. Ich dachte nicht, daß es ein zweites Mal geschehen würde.“

Frau Müllbrich zuckte zusammen.

„Gott weiß es!“ seufzte Fräulein Rosa.

„Was der Mensch sich selbst erwählt hat,“ sagte Fräulein Lilla nachdrücklich, „muß er auch zu ertragen wissen. Es wird dir wohler werden, liebe Thilde, wenn sie dem Mörder erst den Kopf vor die Füße gelegt haben.“

„O nein — nein!“ rief die Rätin. „Was kann uns sein Tod nützen!“

„Gerechtigkeit ist nicht Sentimentalität,“ sagte Herr Kniebel mit unanfechtbarer Bestimmtheit. „Die Hauptsache ist, daß du dich darein findest, dein Kreuz mit Ruhe und Würde zu tragen und so deinen Kindern gegenüber vorbildlich zu wirken.“

„Harda ist ruhig,“ flüsterte die Rätin. „Es war ja auch nicht ihr Vater. Aber Liska —“

„Ich denke, wir sprechen Liska demnächst ins Gewissen,“ sagte Tante Lilla mit verschärfter Stimme. „Kinder haben die Pflicht, ihre Eltern zu erheitern, aber nicht die Aufgabe, sie zu quälen.“

„O, sie quält mich nicht!“ rief Frau Müllbrich, das blondlockige Kind an sich ziehend. „Sie teilt meinen Schmerz, wenn sie auch nicht fassen kann, was sie in ihrem Vater verlor.“

„Und was mußte vor Jahren Harda?“ fragte Herr

Sebaldus mit strengem Nachdruck. „Mußte sie nicht damals dasselbe erfahren und tragen? Stand sie anders da in jenen Tagen, als ihr Vater, mein lieber Bruder, das Sterbliche von sich tat? Hat sie nicht mit beispielloser Selbstbeherrschung bis auf diesen Tag und diese Stunde den Verlust still in sich getragen, ohne irgend jemand mit Tränen und Jammer zu bestürmen?“

„Sie hat euren Charakter,“ flüsterte die Rätin, während dieses liebevollen Zuspruchs ihre Tränen tunlichst verschluckend. „Sie hat nichts, gar nichts von Leopolds Wesen, während Liska —“

„Jetzt weiß ich wirklich nicht, meine liebe Thilde,“ fiel Tante Lilla mit staunendem Kopfschütteln ein, „wie Harda Kniebel zu Leopold Müllbrichs Charaktereigenschaften kommen sollte! Sie ist eine Kniebel und keine Müllbrich. Wenn es schon traurig genug ist für ein starkgeistiges Kind, einen Fremden in die Rechte seines Vaters eingesetzt zu sehen, so darf es ihm doch nicht zum Vorwurf gemacht werden, die angestammten Anlagen ihrer eigenen Familie in sich aufgenommen zu haben.“

Die trauernde Frau, wenig auf diese wohltuende Tröstung hörend, barg wieder ihr Gesicht in beide Hände und schluchzte laut. „Wie soll ich's nur ertragen? Wie ertragen?“

„Du bist schon einmal im gleichen Fall gewesen,“ sagte Fräulein Lilla, diese erquickende Tatsache scharf betonend, um ja keinen Zweifel daran aufkommen zu lassen, „schon einmal, meine liebe Thilde, und hast es überlebt und ertragen. Nicht ein graues Haar ist dir darüber gewachsen. Weshalb wolltest du jetzt verzweifeln? Jetzt, da du zwei Töchter statt der einen hast?“

Dieser rücksichtsvolle Hinweis auf das, was sie

glücklich gemacht, ließ die Rätin abermals zusammenzucken und in tiefster Seele nach dem verlorenen Mann und Beschützer aufschreien. Aber sie faßte sich, trocknete ihre Tränen in den blonden Locken ihrer Jüngsten und flüsterte ihr mit zitternden Lippen zu: „Lauf, Liska! Sag Harda, daß der Kaffee kommen soll!“

„Wir haben,“ begann Sebaldus Kniebel, als die Tür sich schloß, „dir den Mann, der sich Müllbrichs Freund nannte und auf dessen Grund und Boden das Unglück geschah, mit aller Energie ferngehalten. Die Umstände waren nicht dazu angetan, Sympathie für ihn zu erwecken. Nach einem wüsten Fest ist der Verstorbene —“

„Nein, o nein!“ rief die verwitwete Frau mit schmerzlichster Abwehr. „Leopold war so mäßig, so durchaus mäßig.“

„Jedenfalls hat dieser Herr v. Warnulf deinen Mann auf dem Gewissen,“ fuhr Sebaldus Kniebel unter dem zustimmenden Nicken seiner Schwestern fort — „durch Schlemmerei und Völlerei. Ob nun Mord oder Unfall vorliegt, ich würde es für unchristlich halten müssen, wolltest du diesem Herrn Zutritt zu dir gestatten.“

„Wenn du glaubst,“ sagte die Rätin erschüttert, „dann gewiß nie. Aber Leopold hing an ihm, hing sehr an ihm. Und er war so glücklich —“

„Na ja, wir haben gesehen, wohin dieses Glück führte,“ entgegnete Fräulein Lilla, ihrem Bruder zunickend. „Wir tragen noch alle reichlich daran.“

Auf allen Punkten geschlagen, drückte Frau Müllbrich ihr tränenfeuchtes Tuch wieder gegen die Augen. „Ich möchte sein Grab aufreißen lassen und mich mit hineinlegen,“ flüsterte sie halb erstickt von Angst und Schmerz.

„Unsere Absicht war, verständig mit dir zu sprechen," sagte Herr Kniebel mit dem Brustton gekränkter Würde, „ohne in sündhafte Ungeheuerlichkeiten zu geraten, die auch den besten Willen ermüden müssen."

„Sprich, bitte!" sagte die Rätin, die nassen Wimpern trocknend. „Ich will mich gewiß zusammennehmen, solange ich kann."

„In diesem Falle also," fuhr Sebaldus Kniebel fort, sie korrekt zum Sofa führend und an ihrer Seite Platz nehmend, „darf ich dir sagen, daß nach unserer Ansicht deines Bleibens hier nicht sein kann."

„Nicht hier?" rief Frau Müllbrich aufspringend. „Nicht bei seinem Grabe? Wo denn?"

„Gib's auf, Bruder," mahnte Fräulein Lilla mit betrübtem Kopfschütteln und entsagendem Lächeln. „Gib's auf!"

„O, habt doch Geduld!" bat die zitternde Frau. „Denkt doch, was ich verloren habe. Ich will ja euch und eurem Rat folgen, so unselbständig wie ich mich fühle, so haltlos —"

„Deshalb eben," fiel Herr Kniebel zustimmend ein, seine wohlgepflegte Hand ausstreckend, als wolle er damit jede weitere Unterbrechung abschneiden, „deshalb eben halten wir für nötig und im Hinblick auf deine Menschenunkenntnis geradezu für geboten, dich mit den Kindern in unserer Nähe zu haben."

„Nach Berlin soll ich ziehen?" rief Frau Müllbrich starr vor Überraschung.

„In unseren Schutz."

„Lieber Sebaldus," fiel Fräulein Lilla ein, „du bist zwar Hardas Vormund und von ihrem Vater zum Verwalter ihres Vermögens bestimmt, aber wir können doch nicht daran denken, Mathilde uns und unseren Schutz aufzunötigen. Wenn sie glaubt, allein

besser fertig werden zu können, oder Gründe hat, die letzten Beziehungen zu unserer Familie abzustreifen —“

„Aber Elisabeth,“ fiel die Rätin erschreckt ein, „wie darfst du so etwas denken und sagen!“

„Ich hatte die Absicht,“ fuhr Herr Kniebel fort, sich vorbeugend, um seiner Befriedigung über diesen Ausruf seiner Schwägerin noch mehr Nachdruck zu geben, „mich auch als Vormund für deine Tochter Liska anzubieten. Wir haben dann beide allein die Verantwortung für sie in Händen wie die Sorge um ihre Zukunft.“

„Nun, Thilde!“ rief Fräulein Rosa, mit diesem Ton vorwurfsvoller Güte das überraschte Schweigen der Rätin als undankbar kennzeichnend. „Was sagst du dazu?“

„Ich danke dir, Sebaldus,“ sagte Frau Müllbrich hastig, unwillkürlich einen Blick voller Besorgnis nach der Tür werfend, wo Liska mit Kuchenteller und Zuckerdose und Harda mit dem Kaffee erschienen. „Es ist so sehr gütig —“

„Wenn du die Kinder noch etwas draußen beschäftigen könntest, liebe Mathilde,“ bemerkte Herr Sebaldus und schenkte sich eine Tasse Kaffee ein, „so würde ich noch einen letzten Punkt mit dir erörtern.“

„Harda, nimm Liska mit dir,“ sagte die Rätin ergeben, während Elisabeth und Rosa Kniebel den betrübten Widerstand der Kleinen mit scharfem Räuspern als angeborene Widerspenstigkeit kennzeichneten. „Geh, Liebling — geh! — Schließt die Tür.“

„Im Laufe der Jahre,“ begann Sebaldus unter dem beifälligen Nicken seiner Schwestern, „ist uns die Überzeugung geworden, daß Harda durch dich — Müllbrichs gedenken wir in dieser Beziehung nun

nicht mehr — die richtige Wertschätzung nicht erfährt, welche Arturs Tochter für sich in Anspruch nehmen darf, um nicht zu sagen, liebe Mathilde, welche wir Geschwister für unsere Nichte beanspruchen dürfen. Hardas glänzende Vermögenslage von väterlicher Seite her kann beanspruchen, daß ihre Erziehung auf die höchste Stufe der Vollkommenheit gehoben wird, und daß man sich die Mühe gibt, ihre Charaktereigenschaften parteilos zu entwickeln, was —“ hier schnitt er einen mütterlichen Einwand rettungslos ab — „bei deiner Vorliebe und Schwäche für Liska nicht wohl geschehen kann. Deshalb schlage ich als Hardas Vormund vor, daß sie zu Ostern, bevor du nach Berlin ziehst, in eine erstklassige Pension für junge Mädchen eintritt und dort drei bis vier Jahre verbleibt.“

„Leopold würde nie darein gewilligt haben,“ flüsterte die Rätin, während ihre Tränen vor Überraschung und Schreck versiegten. „Er sagte, die Mutter sei die beste, die einzig gute Erzieherin der Töchter.“

„Es ist uns ja sehr interessant und nicht minder belehrend,“ erwiderte Fräulein Lilla mit hochgezogenen Brauen, „diesen Ausspruch zu vernehmen. Indessen auf Arturs Tochter möchten wir doch lieber unsere eigenen Grundsätze angewendet sehen — selbstverständlich mit deiner Zustimmung. Wenn du aber nicht der Überzeugung sein kannst, meine liebe Thilde, daß alles, was wir tun und vorschlagen, zu eurer aller Besten gedacht ist, ja, wenn du so weit gehen willst zu glauben, wir wollten Zank und Unfrieden zu euch tragen statt Erleichterung und Wohlbefinden — wenn du noch weiter gehen solltest, unsere herzlichen Absichten zu beargwöhnen oder zu bezweifeln, dann tun wir besser, aufzubrechen und dich deinem Schicksal zu überlassen.“

Fräulein Lilla ergriff, zum Zeichen des bevorstehen-

den Aufbruchs, energisch ihre schwarzen Glacéhandschuhe, als die Rätin ihre bebende Hand reuig auf die Rechte ihrer Schwägerin drückte. „Laß, Elisabeth — ich bitte dich! — Sprich weiter, Sebaldus!“

„Ich habe nichts weiter hinzuzufügen, liebe Mathilde,“ sagte Herr Kniebel mit verzeihender Nachsicht, „als daß du die Güte hast, dich mit meiner Wahl einverstanden oder uneinverstanden zu erklären.“

„Es wird mir sehr, sehr schwer werden,“ flüsterte die Rätin, ihre heißen Wangen in den Händen verbergend, „gerade jetzt. Aber ich will mich an den Gedanken gewöhnen, mein Kind —“

„Harda, davon bin ich überzeugt,“ fiel Fräulein Lilla erhobenen Hauptes ein, „wird nichts unterlassen, dir die Trennung zu erleichtern. Wenn du es wünschest, bereiten wir sie darauf vor.“

„Tut es!“ seufzte Frau Müllbrich erschöpft. „Nun aber bin ich mit meiner Kraft zu Ende — und muß allein sein.“

Sie stand auf und ging langsam aus dem Zimmer in ihr Schlafgemach, wo neben dem ihrigen des Verstorbenen Bett stand, dem er an jenem Unglückstage so froh und rüstig entstiegen war und in dem er nie wieder Schlaf und Erholung finden sollte. Sie setzte sich auf den Bettrand nieder, die Hände im Schoß faltend und das blonde Haupt tief darüber neigend.

Die Dämmerung war weit genug vorgeschritten, alles im Zimmer mit schwärzlichem Grau zu umspinnen, es in anscheinende Ferne zu entrücken und seine Formen aufzulösen. Ringsum verlor sich jedes Geräusch. Der Wind allein rauschte in den Zweigen der Gartenbäume.

Und in diesem Dämmern, in dieser Stille ging die Rätin ihren Lebensweg zurück, weithin bis in die

Kinderjahre, wo ihr Vater, mehr Tyrann als Hausherr, jedwede Selbständigkeit als Ungehorsam und Auflehnung gegen seinen selbstherrlichen Willen verpönte.

Damals nahm ihre sanfte Schüchternheit als selbstverständlich hin, was in Wahrheit alle jungen Seelentriebe knebelte und band. Das große entscheidende Ja und Nein, welches über allem hing und waltete, führte auch die Stunde herbei, welche ihren schlummernden Hoffnungen eine unerwünschte Überraschung bereitete. Der reichste Mann der Stadt, Besitzer einer Tuchfabrik, Sohn eines Großindustriellen, warb um die Hand des hübschen, aber armen Mädchens.

Ein stattlicher Mann war Artur Kniebel. Doch schon die ersten Stunden im Kreise der Kniebelschen Familie gaben ihr die Überzeugung, daß unter dem Übermaß Kniebelscher Unfehlbarkeit nur noch die Einsicht des eigenen Unwerts gedeihen konnte. Höchst unzufrieden mit ihres Bruders Wahl, ließ das Geschwisterkleeblatt nicht nach, sich der Unerfahrenheit seiner Braut als Lehrmeister aufzunötigen, bis auch der leiseste Versuch, das Joch abzuschütteln, unterdrückt war. So trat sie in die Ehe ein mit einem Mann, der aus der zärtlichen Gefügigkeit seines Weibes nichts anderes schöpfte als verstärktes Wohlbefinden. Von früh bis spät im Geschäft, verabscheute er daheim jedwede Störung, jeden Anspruch auf Stimmung und Laune, so daß die junge Frau, auch nachdem sie ihm Harda geboren, in Angst sich diesem Zwang unterwarf und nie mit einer Klage, nie mit eigenen Wünschen, nie mit ihrem Innenleben sich hervorwagte. Dann trat die Katastrophe ein. Kaum war die Fabrik infolge eines schweren Leidens ihres Besitzers in ein Aktienunternehmen verwandelt, als

Artur Kniebel für immer die Augen schloß, jedoch nicht ohne zuvor mit den Geschwistern in Abwesenheit seiner Frau sein Testament aufzusetzen. In diesem war seine Tochter Harda zur Universalerbin des eine halbe Million betragenden Vermögens unter der Vormundschaft des Onkels Sebaldus eingesetzt, der Witwe aber nur der Pflichtteil hinterlassen . . .

Die Dämmerung war Nacht geworden. Noch immer saß Frau Müllbrich mit gefalteten Händen auf dem Bettrand und starrte vor sich nieder.

Es ging ein Stern in ihrem Leben auf: die Liebe eines anderen Mannes, eines Mannes, den ihre ganze Seele mit seligem Glück umspannte, der es verstand und verstehen wollte, ihr Tun und Denken selbständig wiederherzustellen, eines Mannes, dem es aber nicht gelungen war, sich seiner Stieftochter Herz zu gewinnen, noch die Familie Kniebel mit sich und seiner Ehe zu versöhnen, der sein eigenes Töchterchen Liska vergötterte — und als ein Bankzusammenbruch das Vermögen seiner Gattin verschlang, es sich angelegen sein ließ, sie mit seiner Liebe über den Verlust hinwegzutragen.

Heiße, heiße Tränen entrollten den Augen der Trauernden.

Wenn in jenen glücklichen Tagen noch etwas in ihr nachschmerzte, so war es das Bewußtsein, durch ihre zweite Ehe den Kniebelschen Zorn auf sich gelenkt zu haben, der niemals aufhörte, diesen Schritt als Verirrung zu betrachten, als unmütterlichen Verstoß gegen die Tochterrechte Hardas . . .

Ein heller Lichtstrahl fiel ins Zimmerdunkel. Harda stand in der halbgeöffneten Tür, die brennende Kerze in der Hand.

„Warum kamst du nicht, Mama, den Verwandten

Lebewohl zu sagen?" fragte sie mit gedämpfter Stimme, aus deren Unterton versteckte Mißbilligung durchklang.

Die Rätin fuhr erschreckt auf. „Sind sie fort?"

„Ja. Wir haben lange gewartet."

Wie sie jetzt näher schritt, die hagere Backfischfigur steif aufgerichtet, das Gesicht mit den dunklen Augen und der scharf hervortretenden Nase grell beleuchtet vom Flackerschein, ging ein Wehgefühl durch Frau Müllbrichs Seele.

„Komm her, mein Kind! Haben sie dir's gesagt?" fragte sie leise, die Hand ausstreckend und Harda an ihre Seite ziehend.

„Ja!"

„Und du?" fragte die Rätin noch leiser. „Du willst fort von uns?"

„Ich will nicht fort von euch, Mama," sagte sie, ruhig in das verweinte Antlitz blickend, „ich will nur tun, was für mich am besten sein soll."

„Wird dir dein Herz denn nicht schwer, gerade jetzt, wo du uns so sehr, sehr traurig weißt?" fragte die Rätin, die diese Verständnislosigkeit bitterschwer auf sich lasten fühlte. „Es wäre doch natürlicher, wir schlössen uns nun eng zusammen und blieben in Liebe beieinander."

„Du behältst ja Liska, Mama. Das ist, wie Tante Lilla sagt, ein vollgültiger Ersatz."

Da war's der Rätin, als müsse sie die Finger ihrer Tochter umfassen und aus tiefster Seele rufen: „Vergebt mir doch mein kurzes Glück —" aber sie strich nur sanft über Hardas Wangen. „Das solltest du nicht denken, daß jemand imstande sei, der Mutter ein Kind zu ersetzen. Was mich allein trösten könnte, ist der Gedanke, daß ich dein Bestes wollte, als ich nachgab.

Ich selbst werde nur ungern mit Liska nach Berlin gehen, denn hier habe ich doch das Grab —"

„Meines Vaters Grab liegt ja auch allein," unterbrach sie Harda rasch, und ihre junge Stimme durchklang der nie verblaßte Vorwurf.

Als habe sie einen Stich ins Herz erhalten, ließ Frau Müllbrich ihre Hand herabgleiten.

— — — — — — — — — — — — — —

Nicht lange dauerte es, da kam die Nachricht, daß Onkel Sebaldus ein erstklassiges Pensionat in Brüssel als schicklich und den Verhältnissen entsprechend in Aussicht genommen habe, und er knüpfte zugleich die Bitte daran, bei Hardas Eintritt daselbst von fernerer Trauerkleidung abzusehen.

Und dann traf die Ausstattung ein, eine Unzahl duftiger, aufs vornehmste gearbeiteter Toiletten, darunter allein sechs weiße Tanzstundenkleider mit Lackschuhen, Fächern, Schärpen und Fichus. Dazu kamen französische Seifen von wundersamem Duft, desgleichen Parfüms für Taschentücher, selbstverständlich von Roger & Gallet in Paris, für Leibwäsche, selbst für die Hutkoffer, die Hardas Zimmer durchhauchten und sie immer mehr in die Sphäre einer höheren Lebensberechtigung entrückten.

Einige Tage später erschien Tante Lilla als Reisebegleiterin Hardas, deren Aufbruch nun unmittelbar bevorstand.

Als sie am Teetisch saßen, die Rätin voll Kummer und Trennungsweh, voller Sorge um das trauliche Band, welches fremde Hände gegen ihren Willen nun zwischen Mutter und Tochter lösen würden, zerteilte Fräulein Kniebel die allgemeine Spannung, indem sie vorschlug, mit den Tassen auf eine glückliche Reise und auf einen glücklichen Umzug anzustoßen.

„Was die Reise anbelangt, liebe Thilde," sagte sie, „so habe ich dir die Mühe und die Kosten der Begleitung gern abgenommen. Auch erbieten wir uns, dir in Berlin eine Wohnung auszusuchen."

„Ach, laßt es mich lieber allein besorgen."

„Selbstverständlich, liebe Thilde," erwiderte Fräulein Kniebel, ihren Hals reckend, um den Kopf abweisend gegen die Sessellehne drücken zu können, „überlassen wir dir die Mühe gern. Du brauchst nicht zu fürchten, daß wir dir lästig fallen mit unserer Fürsorge."

„O Lilla!" seufzte die Rätin. „Ja gewiß — ich danke euch."

Fräulein Kniebel beantwortete die Danksagung mit einem gnädigen Nicken. „Aber," sprang sie auf ein anderes Thema über, „was sagst du dazu, daß diesem Schurken Riedel nicht der Kopf vor die Füße gelegt worden ist? Er hat sich reingewaschen, der Lump."

„Ich weiß, ich weiß —" flüsterte Frau Müllbrich abwehrend.

„Wir hatten sicher auf eine Anklage wegen Mords gerechnet," fuhr Fräulein Lilla nachdrücklich fort, vermutlich um die Charakterfestigkeit der Witwe zu stählen. „Wir haben alles in den Zeitungen Punkt für Punkt verfolgt. Und da rückt dieses Ungeheuer in der Voruntersuchung mit seiner unabgeschossenen Flinte heran, pflanzt sich vor dem Untersuchungsrichter auf und sagt: ‚Mit dem Finger schießt man keinen tot!' Und so konnten sie ihm wegen dieser Sache nichts anhaben."

„O Lilla, warum erzählst du mir das alles?" sagte die Rätin, ihre Serviette gegen die Augen drückend. „Ich bitte dich! Es ist ja trostvoll, daß der Mensch nicht so frevelhaft war, trostvoll, daß Leopold durch einen unglückseligen Zufall ums Leben kam. So ist es eben

sein Schicksal gewesen, als die Stunde für ihn schlug, die ja für uns alle kommt."

„Du gestattest, meine liebe Thilde," warf Fräulein Kniebel mit sanftem Tadel ein, „zu bemerken, daß auch wir nicht daran denken, ewig zu leben. Was uns in deinem Interesse aber nicht abhält, abhielt und abhalten wird, zu beklagen, daß man diesem Gesellen nur sechs Jahre Zuchthaus wegen Brandstiftung aufgebrummt hat. Wenn du dir die Mühe geben willst, darüber nachzudenken, daß es nach Verlauf dieser Zeit noch viele Häuser zum Anstecken geben wird, so kannst du dir vorstellen, was die Richter für ein Kunststück fertiggebracht haben."

„Das steht in der Zukunft," sagte die Rätin, sich erhebend, um aus dem Bereich dieser prophetischen Stimme zu kommen. „Ich möchte diese letzte Abendstunde noch mit Harda allein zubringen. Mir ist, als gäbe ich sie für immer fort."

Drittes Kapitel.

Die große Weide am Tiergarteneingang verstreute ihr Laub. Die Sommerlust klang in die müde Herbstfärbung aus.

Was sich da rot und goldigbraun am Uferrand im blauen See widerspiegelte, was seine bunten Blätter ins Gras streute und flatternd im Winde flog, das glitzerte, vom Nachtreif angehaucht, silbersatt auf Weg und Steg, bis des Winters rauher Pinsel darüber hinfuhr und jede letzte Unterschiedlichkeit weiß übertünchte.

Fünf Jahre waren rasch dahingeflossen, kaum Atome im Begriffe Zeit, da kehrte Harda Kniebel als ständiges Mitglied der Familie in ihr mütterliches

Heim in Berlin W zurück, darin sie ihre eigenen, modern eingerichteten Zimmer bewohnte.

Die nunmehr Neunzehnjährige besaß trotz aller Schlankheit weiche, schmiegsame Glieder. Sebaldus Kniebel und seine Schwestern hatten darauf gedrungen, daß sie nach dem Verlassen des Brüsseler Pensionats noch ein Jahr in Montreux zubrachte, und dieser Aufenthalt in der reinen Luft des Genfersees hatte ihre zarte Gesundheit gefestigt und gestählt. Tadellos in ihrer Haltung, war das Charakteristische an ihr die Kopfbewegung. Es mochte nicht leicht ein junges Mädchen geben, das so viel Selbstbewußtsein und hohe Selbsteinschätzung mit jeder Bewegung ihres Hauptes zur Geltung brachte, als Artur Kniebels Tochter. Das Brüsseler Pensionat der Damen Levasseur wurde vorwiegend von Töchtern des englischen und belgischen Adels besucht, zu denen sich dann noch junge Mädchen alter deutscher Geschlechter, sowie der Berliner Hochfinanz gesellten. Hatte auch Hardas Familiendünkel dadurch anfänglich eine merkliche Abkühlung erfahren, so hatte sich doch später ihr Selbstgefühl wieder desto höher emporgereckt, als sie ihr wachsendes Verständnis lehrte, daß sie in ihrem Reichtum hinter keiner ihrer Mitpensionärinnen zurückstand.

Noch immer war ihr Teint von mattem Weiß, aber dieses Weiß war jetzt schmelzend zart — es erinnerte an ein Lilienblatt. Die etwas volleren Wangen benahmen der einstmals scharf hervorspringenden Nase das störende Zuviel. Es lag Charakter in diesem kühnen Bogen unter schwarz gezeichneten Brauen, wie auch der Mund mit seinen schmalen Lippen und das festgeformte Kinn viel Willenskraft und Unnachgiebigkeit verrieten.

Wirklich schön in diesem Antlitz wären die dunklen

Augen gewesen, sofern sie etwas Wärme aus sich herausgestrahlt hätten, etwas von jener Herzensglut, die da weint und lacht, nur weil sie jung und töricht ist. Und doch besaßen sie viel Ausdruck. Sie sprachen ihre eigenste Sprache, die oft schärfer und ablehnender klang als Worte. Nur ganz zuweilen verschleierte sich ihr tiefes Braun, als glitte eine Frage darüber hin, die ohne Antwort blieb und — verschwand.

Das eine aber, was unzertrennlich an Hardas Erscheinung haftete und die Tanten zur Bewunderung hinriß, war jene weltgewandte, vornehme Sicherheit, für die es weder Hindernisse noch Zweifel gibt.

Mit ihrer Heimkehr begannen die Tanten sofort, sie an sich zu fesseln. Sie gaben in ihrer prunkhaften Wohnung in der Tauentzienstraße Feste über Feste, um den Stern der Familie darin glänzen zu lassen und Bewunderung für ihn einzuheimsen. Aber es blieb ihnen verborgen, daß ihre Kreise, diese gut bürgerlichen Kreise, die nach äußeren Ehren Dürstende viel mehr abstießen, als anzogen. Harda nahm, soweit es sich tun ließ, den Umgang mit Bekanntschaften, die sie in ihrem Pensionat angeknüpft hatte, auf, vornehmlich den Umgang mit jungen adeligen Damen. Denn dort allein konnte sie finden, was sie mit Eifer suchte.

— — — — — — — — — — — — — —

Die elektrische Straßenbahn hielt an der vorgeschriebenen Haltestelle vor dem Kaufhaus des Westens. Ein halbes Dutzend Harrender, die sich die Füße im zerfließenden Schnee kalt gestanden hatten, drängten sich auf die Plattform und, soweit Platz vorhanden war, in den feucht durchdunsteten Wagen hinein. Als letzter stieg ein junger Mann die Stufen hinauf, als plötzlich, während der Schaffner bereits die Leine zog, um das Abfahrtsignal zu geben, über den schlüpfrigen

Asphalt eine weibliche Gestalt dahergejagt kam, das Pelzbarett weit aus der Stirn geschoben, und sich mit unvorsichtiger Hast und mit einem kühnen Satz auf den in Bewegung gesetzten Wagen hinaufzuschwingen versuchte.

„Ich muß mit —“

Über den Arm des Schaffners streckte sich in diesem kritischen Moment die Hand des jungen Mannes energisch aus. Ein Griff, ein Sprung, da war die Gefahr beseitigt, die doppelt bestand, da im selben Augenblick ein Automobil mit Schnellzugsgeschwindigkeit unmittelbar neben der Straßenbahn vorübersauste.

„War das unvorsichtig! Wie kann man nur —“ Er sagte es unwillkürlich laut und mißbilligend.

Liska errötete noch tiefer, als ihre Eile es schon zuwege gebracht. Sie strich sich die Haare aus der Stirn, schob das Barett an seine richtige Stelle und sah halb verlegen, halb befriedigt auf ihre Notenmappe. „Ich mußte unbedingt mit.“

„Aber doch nicht mit Gefahr des Lebens!“ sagte der junge Mann noch immer tadelnd, ohne sich deshalb von einer Musterung des jungen Mädchens abhalten zu lassen.

Einen reizenderen Backfisch hatte er nie gesehen. Wie allerliebst ihr die schweren blonden Zöpfe über die Schulter fielen, indes ein Kranz natürlicher Löckchen die Stirn umrahmte. Darunter leuchteten zwei tiefblaue Augen, von dunklen Wimpern ausdrucksvoll beschattet. In feingebogenen Linien zogen sich die Brauen darüber hin, wie gemalt auf der rosigen Haut des Gesichtchens. Nichts Hübscheres als das Lippenpaar mit seinem Zahnschmuck dahinter, der gar nicht anders konnte, als glänzen. Dazu ein

zierliches Näschen mit etwas keck geschweiften Flügeln, ein liebliches Oval und ganz besonders kleine Ohren, die sich der Form des Kopfes wahrhaft kokett anschmiegten.

„Ich sagte ja schon, daß ich nicht zu spät kommen darf," erwiderte sie, als der Schaffner aus dem Wageninnern wieder auf die Plattform trat, um auch von ihr den Fahrgroschen zu erheben. „Ich darf wirklich nicht."

„Etwas früher fortgehen," sagte er unvermindert ernst. „Oder etwas länger warten."

„Das stimmt!" Liska nickte beipflichtend, während sie in die Tasche griff, ihr Geldtäschchen hervorzuholen. Irgendwo mußte es festsitzen. Also riß sie hastig den Handschuh von der Hand und fuhr von neuem überaus kräftig in die Tasche. Plötzlich deckte eine tiefe Scharlachröte ihr Gesicht. „Ich hab's beim Laufen verloren oder zu Hause vergessen. Bitte, lassen Sie mich absteigen," flüsterte sie verlegen.

Ohne ein Wort zu verlieren, zog der junge Mann einen Zehner aus seiner Tasche und gab ihn dem Schaffner. „Sie gestatten, mein Fräulein," sagte er, ihr den Fahrschein überreichend. „Bitte!"

„Aber das geht doch nicht," flüsterte Liska über die Maßen beschämt.

„Was geht nicht?" fragte er lächelnd, ihre heiße Röte wiederum höchst allerliebst findend. „Wollen Sie den weiten Weg zu Fuß laufen? Ich denke, Sie dürfen nicht zu spät kommen?"

Sie nickte eifrig. Ach, du lieber Himmel, wenn das Harda erfuhr! Und die Tanten! Onkel Sebaldus war auch nicht zu verachten. Gegen solches Quartett kam ja keine andere Stimme auf. „Ich weiß bloß nicht —" stammelte sie ganz gegen ihre Gewohnheit scheu.

„Vielleicht treffen wir uns noch einmal im Leben,“ sagte er beruhigend. „Oder Sie geben den Groschen einem Armen.“

„Ja, das geht!“ Sie sah ihn mit ihren leuchtenden Augen schon halb und halb getröstet an.

Der Wagen hielt plötzlich, nachdem er schon einige Zeit zuvor nur ruckweise vorwärts gekommen war.

„Was gibt's denn da, Schaffner?“ rief der junge Mann ungeduldig.

„Auf dem Lützowplatz ist ein Wagen entgleist.“

„Wie lange wird's dauern?“

„Eine Viertelstunde mindestens.“

„Dann gehe ich,“ sagte Liska, kurzerhand abspringend. „Bis in die Lützowstraße komme ich schon.“

„So haben wir einen Weg.“

Es war ganz natürlich, daß sie beide zusammen auf dem Pflaster standen und auch zusammen über die Straße nach dem Trottoir schritten. Ob es aber auch natürlich und statthaft war, daß sie selbander weitergingen? Liska legte sich plötzlich diese Frage mit beunruhigendem Herzklopfen vor, indem sie ihren Begleiter zweifelnd ansah.

„Studieren Sie Musik?“

Auf eine solche Frage konnte sie doch nicht ohne Antwort davonrennen. Aber die Tanten! Wenn sie jetzt hier vorbeikamen und diese Begleitung sahen!

„Ich klimpere etwas,“ erwiderte Liska, im geheimen Umschau haltend.

„Suchen Sie etwas?“ fragte er stehen bleibend.

„Nein. — Ich habe nämlich Verwandte, die plagen mich mit Musikstunden,“ sagte sie hastig, und ein allerliebster Schelm spielte um die roten Lippen. „Sonst, na —“

Er betrachtete ihre zierliche Gestalt, die wie eine

Bachstelze elastisch dahinschritt. „Verzeihung — besuchen Sie noch die Schule?"

„Die Oberklasse," verbesserte sie, lachend zu ihm aufsehend. „Ich bin jetzt in der ersten, aber nicht die Erste. Kennen Sie vielleicht den Nürnberger Trichter?"

„Leider nicht. Aber mir wäre er auch ganz zuträglich."

Nun lachten beide.

Sie hätte gern etwas Näheres über den Fremden erfahren, aber da sie in diesem Augenblick vor ihrem Ziele angelangt war, blieb sie stehen. „So, hier geht's los mit Pauken und Trompeten."

„Na, da wünsche ich viel Vergnügen," entgegnete er, noch einmal das reizende Gesicht betrachtend. „Ich gehe nun auch ins Bureau."

Sie spitzte die Ohren.

Aber er sagte nur noch: „Auf Wiedersehen — hoffentlich!"

Das war sehr wunderbar. Noch wunderbarer war es, wie er dazu kam, ihr die Hand zu reichen. Aber da es nun einmal geschah, und er ihr doch den Groschen gegeben und ihr aus einer großen Verlegenheit geholfen hatte, hielt Liska sich für verpflichtet, ihre Rechte tapfer hineinzulegen.

„Auf Wiedersehen! Und vielen Dank!"

Er grüßte lächelnd und ging seines Weges. —

Ebenso lustig, wie sie die Stufen hinaufsprang, hüpfte sie anderthalb Stunden später die Treppe zum Hochparterre empor, wo die Rätin für sich und die beiden Töchter eine geräumige Wohnung innehatte.

Der Ruck, mit welchem Liska die Glocke zog, war kräftig genug, einen Aufschrei im Wohnzimmer hervorzurufen. Im Nu ging die Tür auf, und Fräulein Lilla Kniebel, die mit ihrer Schwester Rosa der Rätin

einen Besuch abstattete, beförderte die Nichte in den Flur.

„Wer anders als die liebenswürdige Liska hätte wohl der guten Tante Rosa einen solchen Todesschreck einjagen können! — Die Füße trittst du dir wohl nie ab?“

„Nein! Ich bin keine Watschelente,“ lachte Liska, an ihr vorüberstürzend mitten ins Zimmer hinein, wo die Rätin neben Fräulein Rosa auf dem Sofa saß, während Harda auf dem efeuumrankten Fenstersitz im grünen Schatten lehnte und auf die Straße hinabsah.

„Mutterchen — Harda — Tante! Was ich erlebt habe!“

Ohne sich Zeit zu gönnen, das Barett vom Kopf zu nehmen, die Mappe lebhaft hin und her schwenkend, berichtete Liska ihre Lebensrettung und die Groschengeschichte. Eine Erzählung, in deren Verlauf Harda entrüstet aufstand, und Fräulein Lilla zum Zeichen ihres Entsetzens ihr Armband abnahm und nachdrücklich auf den Tisch legte.

„Mathilde, ich bin baff! Einfach baff!“

„O Lilla,“ sagte die Rätin mit weicher Innigkeit, „ich bin glücklich, daß Liska gesund vor uns steht!“

„Mädchen — Mädchen,“ seufzte Tante Rosa, „was wird man an dir noch erleben!“

„Was ist denn nur los?“ fragte Liska mit hellem Lachen. „Alle Tage kommt's nicht vor, daß einem so aus der Patsche geholfen wird.“

Harda legte ihre Hand um Liskas Arm. „Einen schönen Begriff wird er von dir bekommen haben — dieser Mensch!“

„Er ist kein Mensch,“ fiel sie glühend ein.

„Nicht? Was ist er denn? Ein Pferd?“

„Ganz ehrlich, Thilde,“ sagte Tante Lilla, indem sie ihr Armband energisch wieder an der gehörigen

Stelle befestigte, „alles, was recht ist! Der Höhepunkt ist erreicht. Ich denke, wir übergeben nun das weitere an Sebaldus."

Über Liskas Wangen rannen plötzlich Tränen. Sie stürzte zur Rätin und drückte sich, ohne Tante Rosas Sitzanrecht zu beachten, neben Frau Müllbrich in die Sofaecke und umschlang ihren Hals. „Mutter, du schiltst nicht. Dir bin ich ebenso lieb wie Harda — nicht wahr, mein gutes Mutterchen?"

„Aber gewiß doch! Du bist nur noch ein rechtes Dummerchen. Der Groschen braucht dir aber keine Sorge zu machen." Sie streichelte liebevoll die feuchten Wangen.

„Ich will ihn lieber gleich an die Ecke tragen, wo die alte Frau mit den Streichhölzern immer sitzt. — Übrigens, Mutterchen," bat sie dann schmeichelnd, „nimmst du mich heute abend mit zu Kroll in die Wohltätigkeitsvorstellung? Bitte — bitte!"

„Du hast ja nichts anzuziehen, Herzchen," sagte die Rätin schwankend.

„Harda schenkt mir ihr kurzes weißes Mullkleid. Das machst du mir noch schnell zurecht. — Nicht wahr, Harda, du gibst es mir?"

„Meinetwegen," sagte Harda achselzuckend.

„Denn siehst du," fuhr Liska erregt fort, „es ist gar kein Vergnügen, immer allein zu Hause zu bleiben. Meine Freundinnen werden auch mitgenommen. — Bloß zum Konzert, Mutter. Nachher holt die Guste mich ab."

„Du wirst doch nicht so schwach sein, Thilde," sagte Tante Lilla kopfschüttelnd, „das Kind, dessen Zukunft ganz von seiner Ausbildung abhängt, so nutzlos zu zerstreuen. Ich bitte dich, was wird Sebaldus dazu sagen!"

„Die paar Stunden!“ fiel die Rätin überredend ein. „Morgen wird sie desto fleißiger sein.“

„Mit verschlafenem Kopfe!“

„Mit meinem Kopfe werde ich schon kurzen Prozeß machen, Tante,“ rief Liska, aus der Stube stürmend. „Jetzt wird gebüffelt wie toll!“

Als die Tanten sich mit Harda zurückzogen, saß Frau Müllbrich in Gedanken versunken ein Weilchen still. Dann stand sie auf und ging in das Nebenzimmer, wo Liska mit einem Buch in der Hand laut lernend um den Tisch rannte.

„Ich möchte etwas Ernstes mit dir besprechen, ganz allein,“ sagte die Rätin, sich in die Fensterecke setzend. „Komm, Kind!“

Liska schleuderte das Buch beiseite und ließ sich vor Frau Müllbrich auf die Kniee nieder, ihren Blondkopf in den mütterlichen Schoß schmiegend. „Das ist schön, Mutterchen. Die anderen reden immer so viel dazwischen.“

„Sieh, Kind,“ begann die Rätin leise, die weichen Wangen liebevoll streichelnd, „du wirst schon bemerkt haben, daß zwischen dir und Harda ein gewisser Unterschied besteht.“

„Natürlich,“ sagte Liska beifällig. „Sie ist ja schon eine Balldame.“

„Nun, die Sache liegt noch anders,“ fuhr die Rätin bewegt fort. „Hardas Vater war ein reicher Mann, während dein guter Vater nichts besaß als sein Gehalt. Demgemäß befand sich Harda als reiche Erbin immer in einer glänzenderen Lage als du. Das Vermögen, welches ich von Hardas Vater erbte, ging durch fremde Schuld verloren. Ich habe wenig, sehr wenig mehr als meine Witwenpension. Wenn Harda heiratet und die Pension, welche Onkel Sebaldus jetzt für sie zahlt,

mir verloren geht, dann heißt es für uns beide, von meinem Einkommen leben. Das ginge ja auch ganz gut, wenn —“

„Sehr gut wird's gehen, Mutterchen,“ pflichtete Liska eifrig bei.

Frau Müllbrichs Hand liebkoste das blühende Gesichtchen immer zärtlicher. „Solange ich lebe — schon. Aber sieh,“ fuhr sie fort, „Harda kann sich jeden Tag verloben und heiraten. Sie ist reich — du bist arm. Deshalb wollen wir — ich meine Onkel Sebaldus und die Tanten — dich für alle Fälle auf eigene Füße stellen.“

Liska blinzelte zaghaft unter den dunklen Wimpern aufwärts. „Mutterchen, du glaubst also nicht, daß für mich auch einmal eine Verlobung abfällt?“

„Nein, Kindchen, das glaube ich nicht,“ sagte die Rätin lächelnd. „Ich könnte dir höchstens ein Dutzend Taschentücher mitgeben.“

„Na, dann laß es eben laufen, wie es laufen will.“

Die Rätin küßte die Stirn ihrer Jüngsten und ging befriedigt und erleichtert aus dem Zimmer. Ach, wenn dieses erwärmende Gefühl, diese glückliche, belebende Mutterfreude ihr doch auch in Hardas Nähe gegeben wäre! Sie konnte nicht anders, trotz allen Ringens, als in Artur Kniebels Tochter etwas ihr ferner Stehendes zu sehen als in Leopold Müllbrichs Kind. Tausendmal hatte sie sich selbst und ganz allein die Schuld daran zugeschrieben und danach immer wieder versucht, durch noch mehr Innigkeit und Fürsorge dieses lähmende Gefühl zu zerstören und sich tiefer in Hardas Gedankengang zu versenken. Aber wenn sie ihrer Betrübnis ganz ehrlich nachging, dann mußte sie sich mit der Wahrheit abfinden, daß niemals ein kindliches Anhänglichkeitssehnen, nie ein harmloses Sichanschließen

die einstmalige Kleine von der jetzt Erwachsenen unterschied.

„Meine liebe Harda," sagte sie, in deren elegant eingerichtetes Wohnzimmer tretend, „wenn du mir jetzt das Kleid für Liska geben willst —"

Das junge Mädchen stand vom Schreibtisch auf. „Du hast zu wählen, Mama." Aber ihre Gedanken waren nicht bei der Sache, und ihre Stimme verriet kein Interesse.

„Du glaubst doch nicht," fragte die Rätin, „daß die Tanten es im Ernst übelnehmen werden, wenn ich Liska ins Konzert mitnehme?"

„Sicher, Mama — sehr übel. — Willst du keine Schärpe?"

„Gewiß. Ich habe es ihr doch nun einmal versprochen, Harda," versetzte die Rätin, in ihre altgewohnte Zaghaftigkeit verfallend. „Ich stehe immer zwischen zwei Feuern —"

Es klingelte an der Flurtür, sanft, aber nachdrücklich.

„Ich kann dir wirklich nicht helfen, Mama — am wenigsten deinen Standpunkt begreifen."

Herr Sebaldus Kniebel war ins Wohnzimmer eingetreten. Frau Müllbrich, trüber Ahnung voll, bemühte sich, ihn zuvorkommend zu empfangen. Er hatte ja seine bisherigen Versprechungen tadellos gehalten, indem er Liska auf seine Kosten die Schule besuchen und ihr sehr teure Musikstunden geben ließ, damit freilich auch zugleich seine Vormundschaft wie ein Siegel auf die Unmündigkeit der Heranwachsenden drückend.

„Liebe Schwägerin, um dir eine weitere Mühe zu ersparen," begann er, der Rätin Hand ergreifend, „möchte ich einige Worte mit Liska sprechen."

„Liska!“ rief die Rätin, besorgt nach der Tür eilend.

„Was ist denn los?“ antwortete die helle Stimme nebenan. — „Ah, guten Tag, Onkel Sebaldus! Hast wohl schon gehört, was ich heute verbrochen habe? Na, Schwamm drüber!“

Die korrekte Haltung des Herrn Kniebel verlor nichts an Würde, als er Liskas Finger sozusagen erziehend in seiner Rechten festhielt.

„Ich habe alles gehört, mein Kind, und scheue den Weg nicht —“

Die Rätin raschelte wie unversehens mit dem Schlüsselkorb, für Liska ein Zeichen, sich angemessen zu verhalten.

„Das ist wirklich hübsch von dir, Onkel,“ sagte sie bescheiden.

„Ich denke wohl. Mein Kommen hat zunächst den Zweck, dir ein solches unüberlegtes Gebaren, wie du dir heute hast zuschulden kommen lassen, ein für allemal strengstens zu untersagen. Es könnte sonst leicht geschehen, daß ich dir die Beihilfen, die du von mir zu genießen das Glück hattest, entziehen müßte.“

„Nanu! War denn das so schlimm?“ schlüpfte es Liska erschrocken über die Lippen.

Die Rätin raschelte wieder bedeutsam.

„Deine Mutter wird mir beipflichten,“ fuhr Herr Kniebel mit peinlicher Güte fort, der Rätin ermunternd zunickend, „wenn ich sie auf eine gewisse Anlage zur Leichtfertigkeit in deinem Wesen hinweise.“

„O, lieber Schwager — bei ihrer Jugend!“ warf Frau Müllbrich dazwischen.

Herr Sebaldus räusperte sich vielsagend. „Ich bin gern bereit, meine Vormundschaftsrechte einem anderen

abzutreten, sofern ich mit meinen Anschauungen lästig falle."

„Niemals — niemals!" rief die Rätin völlig eingeschüchtert. „Wie kannst du nur daran denken!"

„Gut," sagte er, und die ihm eigene salbungsvolle Milde tränkte seine Worte reichlicher. „Dann will ich zu dem zweiten Grund meines Kommens übergehen. Ich erachte es für angebracht, endlich einmal zu dir selbst über deine weitere Erziehung ernstlich zu sprechen. — Sie haben, liebe Schwägerin, Liska wohl noch nicht in unsere Pläne für ihre Zukunft eingeweiht?"

„Nur angedeutet," erwiderte die Rätin, sich getroffen fühlend, „nur im allgemeinen."

„Nun also. Unsere Erziehungspläne, liebe —"

„Sage bloß, Mutter," rief Liska, einen roten Kopf bekommend, „wie viele Leute erziehen mich eigentlich? Ich dachte immer, du wärst's allein."

Der Schlüsselkorb raschelte wieder.

„Keine Sorge, liebe Schwägerin," sagte Herr Kniebel abwehrend, „ich will nichts gehört haben. Unser Plan geht dahin, mein Kind, dich einer vermögenslosen Unsicherheit zu entreißen und selbständig als ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft hinzustellen. Zu diesem Zweck sollst du bis zu deinem neunzehnten Jahre — wenn du recht fleißig bist, könnte das Ziel auch eher erreicht werden — das Seminar besuchen, um das Lehrerinnenexamen zu machen. Ich werde dafür sorgen, daß du dann so bald als möglich eine Anstellung erhältst und durch weise Sparsamkeit allmählich so viel zurücklegst, dich für deinen Lebensabend in ein friedliches Damenstift oder Feierabendhaus zurückziehen zu können."

Liska war dieser Auseinandersetzung mit immer größer werdenden Augen gefolgt. Das Rascheln büßte

dabei seine Wirksamkeit vollständig ein. Ihre ganze zierliche Gestalt geriet in Aufruhr, und wie aus der Pistole geschossen fuhr es ihr über die Lippen: „Mit Altjungfernstift und Feierabendhaus soll mir niemand kommen, wo ich noch nicht einmal die Weisheitszähne habe! — Mutterchen, willst du mich denn durchaus los sein?“

„O, Liska — Herz!“ bat Frau Müllbrich, die Schluchzende in ihre Arme nehmend. „Mein Leben dauert ja nicht ewig.“

„Aber solange es dauert, bleibe ich bei dir!“ rief Liska mit zitternden Lippen, die sie immer wieder auf der Rätin Wangen drückte. „Vielleicht sterben wir rasch zusammen. Schick mich nicht weg, Mutter! Was die anderen wollen, ist mir ganz egal, ich höre nur auf dich und will alles tun, was du willst. Meinetwegen kann ich ja bis zu Methusalems Alter weiter büffeln, aber von dir gehe ich nicht fort. Denke nur, was der gute Vater dazu sagen würde!“

Herr Kniebel räusperte sich kurz und energisch. „Wenn das der Anfang ist —“

„Lieber Schwager,“ sagte die Rätin, von dieser Berufung bis zu Tränen gerührt, „Liska wird deinen Anordnungen Folge leisten. Laß ihr nur erst Zeit, sich damit abzufinden. Heute abend wird sie jedenfalls zu Hause bleiben.“

Sie nahm ihre Tochter und führte sie aus dem Zimmer. —

Als es Abend wurde, und das elektrische Licht in Hardas Gemächern aufflammte, trat Frau Müllbrich in ihrem schlichten Gesellschaftskleide ein, um ihrer Tochter beim Ankleiden behilflich zu sein. Es war das erste Mal, daß sie mit Harda in eine große Gesellschaft ging, aus Pflichtgefühl, obwohl die Tanten, denen es

weiter keine Schwierigkeiten machte, die teuren Eintrittskarten zu erstehen, sich heute gleichfalls zu dem Wohltätigkeitsfest einfinden wollten.

Eine reizende Toilette aus rosa Libertyseide glänzte ausgebreitet auf den Sesseln. Daneben lag ein kostbarer Fächer, ein weißer Abendmantel, eine Perlenkette und andere Schmucksachen.

„Ich wollte dir helfen," sagte die Rätin erstaunt. „Ich sehe, du bist noch weit zurück."

Harda warf einen Blick auf ihre Uhr. „In der Tat!" Sie war bleicher als sonst und der sprechende Zug um ihre Lippen merkbarer.

„Wie haben sich die Zeiten geändert!" sagte die Rätin kopfschüttelnd. „Wenn ich daran denke, wie selig mir vor einem solchen Vergnügen zumute war. Und wie bescheiden war alles gegen jetzt. Mein erstes Tarlatanballkleid kostete keine zehn Mark."

„Ich bitte dich, Mama," entgegnete Harda ungeduldig, „nicht gerade jetzt unmögliche Vergleiche anzustellen. Es tut mir leid, daß wir überhaupt zu dieser Vorstellung gehen — ja, sehr leid!"

„Weshalb denn?" fragte die Rätin staunend. „Wir bleiben ja doch auch zum Ball dort."

„Zum Ball!" sagte Harda achselzuckend. „Sehr gut! Wir bezahlen eben alles."

„Du willst es doch nicht geschenkt haben?" fragte die Rätin noch erstaunter.

Harda klappte den kostbaren Fächer einige Male nervös auf und zu. „Nein, allerdings nicht. Zusehen darf ich, aber mitzuwirken im Konzert oder bei den lebenden Bildern — dazu hat mich niemand aufgefordert, obwohl Anne Grottfuß in meiner Gegenwart förmlich dazu gepreßt wurde, und die Exzellenz, die aufforderte, aus meinen Bemerkungen heraus-

gehört haben mußte, daß ich sofort bereit gewesen wäre —“

„Aber Kind,“ fiel Frau Müllbrich besänftigend ein, „Geheimer Kommerzienrat v. Grottfuß! Das ist doch etwas anderes. Die Familie ist übrigens immer liebenswürdig zu dir.“

„Ich will gar keine Liebenswürdigkeit,“ sagte Harda, die Perlenschnur umlegend, „die nach Herablassung schmeckt. Ich habe selbst Vermögen genug. Nur adelig müßte ich sein, dann hätte die Exzellenz schon Augen und Ohren für mich gehabt.“

„Adelig!“ sagte die Rätin beinahe sprachlos vor Erstaunen. „Das ist ja unmöglich!“

„Warum? Mein Vater hätte sich ebensogut den Adel besorgen können wie dieser Grottfuß,“ warf Harda mit schroffer Bestimmtheit ein. „Hoffentlich zweifelst du nicht daran. Meinst du nicht, daß ich das simple Fräulein Kniebel herausfühle, wenn ich bei Lilli v. Ekhoff, der Baronesse Erlach oder der Komtesse Bentheim bin, die mit mir im Pensionat Levasseur waren? Nur die reiche Pensionsfreundin bin ich für sie, zu ihnen selbst gehöre ich nicht.“

„Dann würde ich den Umgang mit den Baronessen und den anderen jungen Damen lieber aufgeben,“ sagte die Rätin.

Harda erwiderte nichts. Ihre Toilette war beendet, ihre Erscheinung tadellos.

„Das Kleid steht dir so gut!“ bemerkte die Rätin bewundernd.

Die schlanke Figur hob sich reizvoll aus der mattfarbigen Fassung, die auch der blassen Hautfarbe einen rosigen Schimmer verlieh. Das reiche dunkle Haar, einfach geordnet, rahmte das schmale Gesicht wirkungsvoll ein.

Die Rätin, dieses Gesamtbild voll mütterlichen Stolzes betrachtend, legte sanft die Rechte um Hardas Schulter. „Ich möchte dich so gern froh und glücklich sehen, aber ich weiß nicht, wie dein Glück ausschauen müßte. Mir ist manchmal bange darum, ob du das Richtige finden und treffen wirst.“

„Ich hoffe es, Mama, aber ich gebe mir in diesem Augenblick keine Rechenschaft darüber.“

Wie sie dastand, das Haupt selbstbewußt erhoben, die Augen ruhig in die Ferne richtend, erfaßte die Rätin eine unbestimmte Angst. „Wenn ich nur wüßte, ob du dir selbst gegenüber offen und ehrlich bist.“

„Mehr als zuviel,“ sagte Harda lächelnd. „Ich meine immer, du habest nie Grund gehabt, dich über Unaufrichtigkeit zu beklagen.“

„Aber es gibt innere Vorgänge, es gibt Hoffnungen und Wünsche, die zur Selbsttäuschung verleiten, die man für Glück ansieht und zu spät als das Gegenteil erkennt.“

„Beunruhige dich nicht, Mama,“ fiel Harda ungeduldig ein. „Ich gehe meinen Weg, einen ganz bestimmten Weg.“

„Wenn ich nur wüßte, daß er dich nicht zu Außendingen führte.“

„Was nennst du Außendinge?“ fragte sie rasch. „Wenn Außendinge den inneren Menschen befriedigen und die Basis seiner Zufriedenheit sind, dann sind es eben keine Außendinge mehr, sondern Lebensbedingungen. Und Lebensbedingungen falsch oder richtig zu nennen, geht nicht wohl an, solange Charakter und Geschmacksrichtungen nicht über einen Kamm geschoren werden können. Das ‚Glück im Winkel‘ ist nicht mein Fall, dessen mußt du dich versichert halten. Du hast

die Welt nicht gesehen — die große, schöne Welt. Darin etwas zu sein, Mama, etwas, das nicht so leicht übersehen wird, etwas, das für die Neugier, meinethalben auch für den Neid etwas bedeutet, das ist —"

Sie brach hastig ab und griff nach ihrem weißen Abendmantel.

Die Rätin, diesem Bekenntnis ratlos gegenüberstehend, lenkte ab. „So will ich mich von Liska verabschieden." Sie ging rasch ins Wohnzimmer zurück, dem eine wahre Katzenmusik entquoll.

Ihren ersten heißen Schmerz zu betäuben, versetzte Liska bei jedem falschen Griff den Tasten einen vollgültigen Hieb, so daß sie wie gepeinigt aufschrillten.

„Was machst du denn da, Herz?"

„Ich verwichse jemand in Gedanken," sagte sie, hurtig mit dem Zopf über die Augen fahrend. „O, wie nett siehst du aus, Mutterchen! Dein Staatskleid — alle Wetter! Na, amüsiert euch gut!" Sie küßte der Rätin die Hand und legte sie geschwind einmal über ihre rebellischen Augen.

„Im Schränkchen," flüsterte Frau Müllbrich zärtlich, „stehen zwei Apfelkuchen für dich — diesmal mit Schlagsahne."

„O, Mutterchen!"

„Ja. Und in der Küche ist ein Töpfchen Schokolade für dich warmgestellt."

„Bist du eine süße Mutter!" rief Liska begeistert. „Gute Nacht! Recht viel Vergnügen, mein allerliebstes Mutterchen!" —

Fort rollte die Droschke über den glitschigen Asphalt. Der Wind wehte zum Fenster herein und vertrieb den muffigen Geruch des Innern, welcher Harda diesmal unerträglich auf die Nerven fiel.

Je näher sie im Tiergarten der Querallee kamen,

und je tiefer sie in dieselbe einbogen, um endlich über den Damm hinüber vor den Eingang zu gelangen, desto mehr verstärkte sich der Zufluß herrschaftlicher Automobile und Equipagen. In langen Reihen, schrittweise vorrückend, standen die Gefährte noch, als Frau Müllbrich und Harda so glücklich waren, aus der Garderobenbedrängnis in den Theatersaal einzutreten, wo bereits eine glänzende Versammlung sich eingefunden hatte.

Frau Müllbrich, deren Platznummer sich in einer der mittleren Sitzreihen befand, hielt ängstlich Umschau nach der Familie Kniebel, während Harda, obwohl geschmeichelt durch das sichtliche Aufsehen, welches ihre Erscheinung in der nächsten Umgebung machte, voll ungemilderter Bitterkeit nach dem Vorhang schaute, hinter dem mittätig zu sein der höchste Wunsch ihres Lebens war.

Wohin sie hörte, gab's Exzellenzen, Gräfinnen und Baroninnen. Aus den Logen nickte die Hofgesellschaft Grüße herab. Durchlauchtige Namensträger und exotische Gäste bewegten sich in großer Anzahl unter der Menge.

Wer dachte da an das Fräulein Kniebel trotz ihrer halben Million! Auch die Tanten und Onkel Sebaldus erschienen soeben in großer Toilette an der zugigen Tür — Herr Kniebel leider ohne jeglichen Ordensschmuck auf dem schwarzen Frack, während ringsumher ganze Schwärme von Sternen niedergefallen zu sein schienen. Was Harda aber aufs tiefste verletzte, war, daß die Exzellenz, welcher sie kürzlich von Anne v. Grottfuß in aller Form vorgestellt war, von ihrem genau abgepaßten Gruße, der gesehen werden mußte und sollte, nicht die geringste Notiz nahm, sondern geschäftig als Vorstandsdame einer hohen

Persönlichkeit entgegeneilte. Und wie hatte sie auf diesen Gegengruß gewartet und gerechnet!

Mochten die musikalischen Vorführungen und die lebenden Bilder auf der Bühne noch so stürmisch beklatscht vorüberziehen, mochten die Mitwirkenden noch so strahlend ihren Dank knicksen, Harda achtete fast nicht darauf. Eine neue Frage beschäftigte sie ausschließlich: Wo soll hier ein Tänzer für mich herkommen? Ausgenommen einige junge Bankbeamte, die im Kniebelschen Hause verkehrten und die reiche Erbin eifrig umschwärmten, kannte sie niemand.

Ja, die Gardeoffiziere mit den tönenden Namen! Anne v. Grottfuß tanzte schon mit einem feschen Husaren lachend davon.

Wie sie sich zur Seite wandte, fiel ihr Blick auf eine Männergestalt, die, in verbindlichster Weise von den älteren Damen begrüßt, sich jetzt mit liebenswürdigem Lächeln der jungen Welt zuwandte.

„Graf Brankowan —“ hörte sie eine Stimme neben sich sagen.

Harda sah schärfer hin, und ein seltsames Gefühl kam über sie beim Anschauen dieses Mannes, dessen Äußeres aus der ihn umgebenden Menge wundersam hervorstach.

Das Deckenlicht milderte die gelbliche Färbung seines Gesichts in ein wächsernes Weiß, von dem das tiefe Schwarz des Bartes für den ersten Moment befremdend abstach. Die schmale, energisch gewölbte Stirn mit den eingedrückten Schläfen und der über ihre Mitte fallenden Haarwelle konnte klassisch genannt werden. Nicht aber die scharfgebogene Nase, die dem Gesicht etwas Hartes und Grausames verlieh, das indes unter dem einnehmenden Glanz dunkler Augen und der Wirkung geschmeidiger Bewegungen wieder verloren ging.

Harda schwankte noch, ob sie dieses Antlitz schön oder häßlich finden sollte, als sie einen plötzlichen Ruck spürte, der sie unwillkürlich einen Schritt vorwärts zog. Ein paar Tanzsporen hatten sich beim Vorbeiwalzen in ihren Saumrüschen gefangen und rissen sich wieder los.

In der nächsten Minute schon stand ein Offizier vor ihr, dessen karmesinrote Beinkleiderstreifen ihn als Generalstäbler kennzeichneten.

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung," sagte er, die schlanke Mädchengestalt nicht ohne Bewunderung überfliegend. „Es war eine bedauerliche Ungeschicklichkeit meinerseits. Gnädiges Fräulein gestatten, daß ich mich vorstelle — Hauptmann Hartleben!"

Sie war freudig errötet. „O, bitte! Was macht das weiter?"

„Dann dürfte ich vielleicht hoffen, daß mir durch eine Extratour völlige Verzeihung wird?" fragte er lächelnd.

Sie nickte. Ein halbes Dutzend Ballkleider hätte sie für diesen Moment hingegeben.

Er legte den Arm um sie und hielt ihre Hand in der seinen. So flogen sie hin, mitten in den Wirbel hinein.

Wie oft, wie oft gedachte sie später dieser Stunde!

Hartleben schien's mit dem Tanzen nicht sehr eilig zu haben, als er Harda auf ihren Platz zurückgeführt hatte. Nachdem er sich Frau Müllbrich vorgestellt, blieb er im Gespräch neben beiden stehen. Ob sie sich gut unterhalte? Ob sie fremd in Berlin seien?

Sie bejahte alles, und das befriedigte Lächeln, welches zwei Reihen glänzender Zähne hervorschimmern ließ, gab ihren Zügen einen höheren Reiz.

„Für mich ist es immer ein Genuß, wenn der Winter mit allen seinen Vergnügungen abgetan ist," sagte er.

„Man kommt sich so überflüssig vor. Für junge Damen hingegen," fügte er verbindlich hinzu, „ist diese bewegte Zeit die Zeit der Herrschaft."

Nur nicht für eine schlichte Kniebel in diesem Kreise, dachte Harda, ihren Fächer bewegend. Laut sagte sie: „Es kommt darauf an, ob man ausreichende Gelegenheit hat, diese Herrschaft auszuüben."

„Gnädiges Fräulein tauchen nicht oft in den Strudel unter?" fragte er, ihrer Altstimme mit Interesse lauschend,

„Selten. Wir sind noch fremd hier. Ich muß mich erst an die Berliner Gesellschaftsluft gewöhnen. Meine Erfahrungen in dieser Beziehung stammen aus ganz anderen Gegenden."

„Gnädiges Fräulein sind viel gereist?"

„Das heißt, ich habe mich seit meinem vierzehnten Lebensjahre im Ausland aufgehalten," sagte sie, etwas wenn auch nur verschleiert Hochfahrendes in den leichten Unterhaltungston mischend.

„Pension wohl?" fragte er scherzend.

Sie nickte.

„Ich habe auch ein bißchen in andere Länder hineingeguckt, weniger zu meinem Vergnügen, als um Nutzen für meinen Beruf daraus zu ziehen. Zum Beispiel war ich vier Monate in Rußland, um die russische Sprache zu erlernen, ebenso in Frankreich und Italien. Jede Sprache, die man sich aneignet, ist ja ein Schatz. Auf diese Weise," fügte er lächelnd hinzu, „kommt man schließlich zu Reichtümern, die weder Motten noch Rost fressen."

„Was für Zinsen bringen diese Reichtümer?" fragte Harda mit einem leisen Unterton Kniebelschen Geldstolzes.

„Ich hoffe, daß sie mir neben der Anerkennung

meiner Vorgesetzten auch den Vorteil einer etwas beschleunigteren Beförderung einbringen werden. Aber diese Dinge," fuhr er scherzend fort, „liegen Ihrem Interesse so weit ab, daß es sehr unbescheiden von mir ist, damit lästig zu fallen. Junge Damen sind immer Vorgesetzte."

Sie lächelte geschmeichelt. „Man muß uns doch erst fragen, ob wir das Kommando übernehmen wollen."

„Gnädiges Fräulein sind ja erschreckend unmilitärisch," sagte er, die Hände im Scherz zusammenschlagend. „Kommando ablehnen gibt's ja gar nicht. Und das wollen sie — ich meine die jungen Damen — ja auch gar nicht," setzte er ein wenig leiser hinzu, „sonst hätten wir heute nicht so viel Schönheit und Anmut hier zu bewundern."

Unwillkürlich senkte sie die Augen. Es wehte ihr etwas Fremdes zu, das sie für einen Moment in sich selbst unsicher machte. „Ich kann so viel Schönheit und Anmut hier nicht sehen, wie Sie behaupten," erwiderte Harda, den Kopf zurücklehnend, um den Blick langsam und hochfahrend im Saal umherschweifen zu lassen. „Aber ich will es auf Treu und Glauben annehmen."

„Sehr gütig! Ich stütze mich in diesem Fall auf eine Tatsache."

Das Wort „eine", dessen wärmere Betonung ihr aufs neue jenes fremde Etwas zuwehte, ließ sie abermals die Augen senken.

„Wenn ich jetzt noch um einen Rundtanz bitten dürfte?"

Sie erhob sich. Willig oder nicht mußte sie sich eingestehen, daß sie verwirrt war, als Hartleben ihre Hand abermals ergriff.

An ihnen vorüber glitt ein wirbelndes Paar.

„Kennen Sie diesen Herrn?“ fragte Harda, der Gestalt des Tänzers nachschauend.

„Graf Brankowan? O ja! Salonlöwe und Damenverzug!“

„Wunderbar!“ sagte sie kopfschüttelnd. „Man sollte es kaum glauben.“

„Doch ein sehr interessanter Kopf! Und dann,“ setzte er scherzend hinzu, „Sie wissen ja, als Ausländer wird man immer interessant gefunden.“

„Ist er Ausländer?“

„Sehen Sie ihm das nicht an? Die Brankowan sind ein altes Grafengeschlecht in Rumänien. — Jetzt ist aber Raum für uns. Raum für alle hat die Erde, aber nicht dieser vorweltliche Saal.“

Er legte den Arm um sie, und fest und sicher führte er sie durch die sich verschlingenden und wieder lösenden Paare. —

„Ein sehr netter Mann, dieser Hauptmann,“ sagte die Rätin, als das Fest zu Ende war, und sie mit den Kniebels und Harda in der Garderobe stand. „Wie nannte er sich doch? Man versteht Namen so schwer.“

„Hartleben.“

„Er hätte die Höflichkeit haben können, sich uns gleichfalls vorzustellen. Sebaldus erwartete es bestimmt,“ sagte Fräulein Lilla sehr spitz. „Es wäre eigentlich deine Pflicht gewesen, dies zu veranlassen, liebe Thilde.“

Harda wandte sich schweigend ab. Das fehlte noch, die ganze Familie Kniebel vorzustellen! Onkel Sebaldus erschien ihr in diesem Augenblick im aufgeschlagenen Pelzkragen, die Mütze tief über die Ohren gezogen, zur Vorsicht noch einen Respirator vor dem Munde, so unpräsentabel wie möglich.

Die Treppe herab kam Hartleben, den grauen Mantel um die Schultern gelegt, leichten Schrittes neben Brankowan. Als er Harda erblickte, grüßte er verbindlich. Diesen Gruß bemerkend, wandte auch der Graf den Kopf und, ohne zu wissen, wem der Gruß galt, lüftete er gleichfalls den Hut.

„Wer ist das?“ fragte Tante Lilla hastig.

„Graf Brankowan,“ sagte Harda, und es tat ihr wohl, es sagen zu können.

„Hast du dich auch so gut amüsiert?“ fragte Anne v. Grottfuß, die am Ausgang mit ihren Eltern wartete, bis der Diener das Automobil herbeigerufen.

„Ausgezeichnet!“

Selbst wenn sie sich tödlich gelangweilt hätte, um den Preis des Lebens hätte sie es diesem Stern des Abends nicht eingestanden.

„Meine liebe, verehrte Frau Amtsgerichtsrat,“ sagte Frau v. Grottfuß mit großer Freundlichkeit, „das eine müssen Sie mir versprechen: wenn wir unseren Ball geben, kommen Sie mit Ihrer Fräulein Tochter zusammen.“

„Ich weiß doch nicht —“ sagte die Rätin zaudernd.

„Wenn wir aber sehr bitten —“

„Das tun wir in der Tat,“ fiel der Geheimrat ein, der die sanfte, liebenswürdige Frau gleichfalls schätzen und um ihres traurigen Geschickes halber achten gelernt hatte.

„Sie sind sehr gütig, so an mich zu denken,“ sagte die Rätin, Frau v. Grottfuß dankend die Hand drückend. „Dann darf ich allerdings nicht nein sagen.“

Das Auto rollte davon. Da bemerkte Frau Müllbrich erst, daß der Platz, wo die Verwandten zuvor gestanden, leer war.

„Ich glaube,“ sagte sie erschreckt, als Harda die



Droschkentür hinter sich zuwarf und mit innerem Widerwillen auf dem verschossenen Kissen Platz nahm, „ich glaube, Kind, Onkel Sebaldus und die Tanten haben es wieder übelgenommen, daß ich sie Geheimrats nicht vorgestellt habe, und sind deshalb ohne Abschied verschwunden. Aber hier ist doch wirklich nicht der Ort dazu.“

„Jeder muß sehen, wie er fertig wird in der Welt,“ erwiderte Harda, den Pelzmantel fester um sich ziehend. Was kümmerten sie die Wünsche anderer! Sie schleppte an den ihren schon schwer genug.

Der Nachtwind wehte scharf gegen das Verdeck des Wagens, den der dampfende Droschkengaul in eiligem Trabe davonzog den weiten Weg zum großen Stern hinunter. Mit einsetzender Kälte ging der Frost über die Bäume hin und färbte ihr Geäst weiß. Ein prachtvoller Rauhreif durchflirrte den Tiergarten in dieser mondhellen Nacht, die nur noch belebt wurde durch das klappernde Geräusch der Hufe und das Vorübersausen der Gefährte, die ihre Insassen nach dem Westen zurückbeförderten.

In diese magische Helle sah Harda mit tiefem Schweigen. Sie spiegelte ihr das verlaufene Fest wundersam klar zurück. Und in diesem bunten Bilde tauchte eine ihr bis dahin fremd gewesene, jetzt seltsam vertraute Gestalt auf — ein Antlitz, das wie eine Frage vor ihr schwebte, auf welche sie keine der ihr geläufigen Antworten zu geben wußte, und die deshalb unbeantwortet blieb. Wenn sie ihn auch nie wiedersehen sollte, das Empfinden, welches er zweimal in ihr ausgelöst hatte, würde sie nicht vergessen.

„Wenn in einigen Tagen gute Eisbahn ist,“ sagte die Rätin, deren Gedanken bei ihrer Jüngsten weilten, „könntest du mit Liska nach dem Neuen See gehen.“

„Vielleicht, Mama."

„Sie hat heute eine so bittere Enttäuschung gehabt."

„Wer hat die nicht?" —

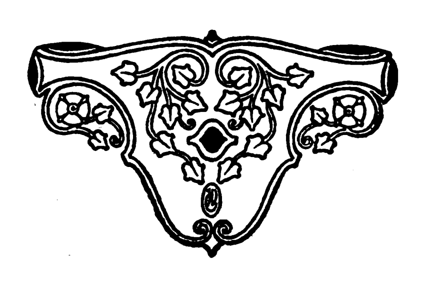
Allein in ihrem Zimmer warf sie Mantel und Schleiertuch ab. Da gleißte die Ballpracht wieder auf. Mit seltsamem Lächeln trat Harda vor den Spiegel, prüfenden Blickes Musterung über sich selbst zu halten.

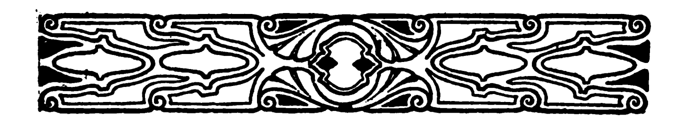
Hartleben hatte ihre Persönlichkeit aus der großen Masse hervorgehoben, also war sie etwas Besonderes. Und hinter dieser Besonderheit stand ihr Erbe und die Hinterlassenschaft der drei Geschwister Kniebel.

Persönlichkeit, Reichtum und — Rang. Das letztere war's, was ihr fehlte. Rang, Namen — danach lechzte sie. Sie wollte dafür einstehen, daß sie ihren Platz ausfüllte, gleich gut und noch besser als ihre hochgeborenen Freundinnen. Vielleicht kam doch eine Stunde, wo auch ihre Schleppe über das Parkett des Weißen Saales im Königlichen Schloß rauschte.

Hardas Wangen röteten sich. Sie sah schön aus in diesem Moment phantastischer Erregung, schöner noch, als Erich Hartleben sie zuvor gesehen.

(Fortsetzung folgt.)





Wie man heiratet.

Humoreske von Friedrich Thieme.

Mit Bildern von
Adolf Wald.

(Nachdruck verboten.)

1.

Mit achtzehn Jahren.

Baron Dagobert v. Weltstetten reichte dem Freunde mit betrübter Miene die Hand.

„So schwermütig, Dago?“ spottete dieser. „Und aus welcher Ursache?“

„Ach, laß das!“

„Aufrichtig, alter Junge — ist der Wein oder die Liebe daran schuld? Denn daß es sich um eines von beiden handelt, ist selbstverständlich.“

Dagobert verzog sein frisches, hübsches Gesicht zu einem düsteren Lächeln.

„Also die Liebe!“ fuhr sein Freund lächelnd fort. „Der Wein läßt einen gewissen Galgenhumor zurück, solche Wolken auf der Stirn erzeugt allein die Liebe — natürlich die unglückliche, verschmähte, trost- und hoffnungslose. Du liebst wirklich hoffnungslos?“

„Wer sagt dir denn das?“ brauste der Baron heftig auf.

Sein Freund, der Freiherr Alexander v. Bilsing, klopfte ihm liebenswürdig auf die Schulter. „Weiß ich nicht, daß du die kleine Sandow liebst? Gestern liebtest du sie noch mit Hoffnung, heute womöglich

ohne — folglich hast du ihr deine Liebe erklärt und bist abgeblitzt."

„Du hast recht," murmelte Dagobert, indem er dem Freiherrn einen veilchenduftenden Brief übergab. „Lies dieses Schreiben!"

Alexander las: „Hochgeehrter Herr Baron! Wohl weiß ich die Ehre zu würdigen, die Sie mir erzeigen, auch bietet mir Ihre Person die Gewähr für die Erfüllung berechtigter Erwartungen, aber die hohe Vorstellung, welche mein Herz von den heiligen Empfindungen hegt, die Sie mir schriftlich zu Füßen legen, bestimmt mich doch, auch ferner diese Empfindungen ungeteilt in dem Innern meines Herzens verschlossen zu halten.

Ihre ergebene

Gertrude v. Sandow."

„Ist das nicht teuflisch?"

Der Freiherr lachte laut auf.

„Was — du lachst noch?"

„Ja, bester Dago, hast du denn etwas anderes erwartet?" fragte sein Freund, sich gleichmütig eine Zigarette ansteckend.

„Etwas anderes erwartet?" rief der Baron erstaunt. „Na — da hört denn aber doch verschiedenes auf. Du vor allen anderen weißt doch, was ich seit Monaten für diese schlanke blonde Gertrude empfinde, daß ich ohne sie nicht leben kann, daß ich sie anbete, bewundere, gleich einer Heiligen verehre, daß ich der Meinung war, auch sie betrachte meine Werbung, die sie kommen sehen mußte, nicht mit ungünstigen Augen. Ich bin doch ein schneidiger Bursche, vermögend, von Familie, mit guten Aussichten vor mir — ich könnte die Hand nach einer Grafenkrone ausstrecken —"

„Stimmt, stimmt, stimmt!" bestätigte Alexander.

„Ist es also nicht teuflisch?“

„Mindestens recht unangenehm.“

„Unangenehm? Hätte bald was gesagt!“ brummte der abgewiesene Freier unwirsch. „Ich habe einen Korb erhalten, einen regelrechten, ganz gemeinen Korb — und weiß nicht, warum. Ich hegte die zuversichtliche Hoffnung auf Erwiderung meiner Liebe.“

„Mit vollem Recht,“ bestätigte der Freiherr.

„Ja — was ist dann aber in die schöne Gertrude gefahren? Ist mir ein anderer zuvorgekommen? Hat plötzlich eine andere Leidenschaft von ihrem Herzen Besitz ergriffen? Ich bin starr — ratlos — außer mir.“

Alexander schwieg einige Augenblicke, dann las er nochmals das parfümierte Schreiben, starrte wieder eine halbe Minute vor sich hin, bis er plötzlich sagte: „Reg dich nicht auf, Dago — du wirst geliebt, du wirst auch noch erhört.“

„Im Briefe steht das Gegenteil.“

„Im Briefe steht, was ich dir sage. Du verstehst ihn nur nicht zu deuten. Die Schuld, daß er nicht anders ausgefallen ist, trägst du allein, denn du hast die Sache falsch angefangen.“

„Wieso?“

„Erstens hast du ihr deine Liebe schriftlich erklärt. Warum das?“

Der Baron errötete. „Du kannst dir doch denken — die Erregung, die Furcht vor einem ablehnenden Bescheid, die Verlegenheit —“ stammelte er.

„Verstehe schon. Das war der erste Fehler, aber er war nicht der entscheidende. Aus ihrer Antwort klingt eine gewisse Gereiztheit heraus, eine Verletzung ihrer Gefühle. Die Ursache dafür muß in der Art und Weise des Antrags liegen. Hast du vielleicht eine Abschrift deines Schreibens?“

„Selbstverständlich. Ich habe sogar mehrere —"

„Zeig her!"

Alexander überflog das Geschriebene. „Dacht' ich's doch!" rief er. „Und so eine Stilübung wagst du einem jungen achtzehnjährigen Mädchen zu bieten? Das ist gemeinste Prosa, Mensch, das ist nüchterne Beweisführung, eines Juristen würdig, aber keine Romantik, keine Poesie!"

„Aber ich bitte dich —"

„Nein, ich bitte dich! Wie kann man einer Achtzehnjährigen gegenüber mit derartigen Redensarten anrücken? Allerdings ist am Anfang von Bewunderung, Liebe, Verehrung die Rede, aber nun kommt eine ausführliche Darstellung deines Charakters, deiner Vermögensverhältnisse, deiner Aussichten. Das wirkt ja wie Eis auf ein glühendes Mädchenherz. Wer ihr so schreibt, kann sie nicht lieben, ist überhaupt einer echten erhabenen Liebe nicht fähig. Was fragt sie nach deinem Rang, deinem Vermögen, deinen Aussichten? Raum ist ihr jetzt noch ‚in der kleinsten Hütte für ein glücklich liebend Paar'. Wahrhaftig Dago, das hast du arg verfahren!"

„Du könntest recht haben, Alex."

„Natürlich habe ich recht."

„Schade nur, daß das Unglück nicht wieder gutzumachen ist."

„Warum sollte es nicht wieder gutzumachen sein?"

„Du meinst wirklich?"

„Unter allen Umständen."

„Soll ich ihr einen zweiten Brief schreiben?"

Alex winkte ungeduldig ab. „Um des Himmels willen nicht wieder schreiben, mein Lieber! Dann wäre alles aus für immer. Nein, nicht in Buchstaben mußt du deine Werbung wiederholen, sondern in Worten

und Taten. Gertrude ist dir zugetan, das beweist ihre Antwort. Sie ist tief verletzt durch die anscheinende Kälte und Geschäftsmäßigkeit, womit du eine so heilige Sache behandelt hast. Du hast mit ihren innigsten Empfindungen ihrer Meinung nach ein frevelhaftes Spiel getrieben, ihr blutendes, glühendes Herzchen zertreten. Auf die Kniee hättest du dich vor ihr werfen müssen!“

„Warum nicht gar!“

„Du siehst das natürlich nicht ein, du Strohkopf, der du bist! Gertrude sprüht noch in allen Flammen unverfälschter Romantik und Poesie. Sie erblickt die Männer im Glanze des Ritter- und Heldentums. Wie gesagt: auf den Knieen hättest du ihr deine Liebe erklären müssen, ein brennendes Gedicht von Heine oder Geibel herbeten oder die Liebeserklärung Mortimers an Maria Stuart —“

„Da hätte sie mich einfach ausgelacht.“

„Wie wenig kennst du die Frauen — und vor allem die jungen Mädchen! Mit Selbstmord mußtest du drohen, wenn du nicht erhört würdest! Was ist ihr denn ein Mann, der sie nicht so rasend liebt, daß er lieber sterben, als ohne sie leben will?“

„Kann sein — kann sein,“ murmelte Dagobert nachdenklich.

„Worin besteht denn das Geheimnis der sogenannten Don Juans anders als in der Vorspiegelung einer alle Begriffe übersteigenden, verzehrenden Leidenschaft? Einer solchen widersteht selten ein ideal veranlagtes weibliches Gemüt. Daher das seltsame, anscheinend so widerspruchsvolle Naturspiel, daß ein an sich völlig unschöner Mann wunderbarerweise die sprödesten Damen gewinnt.“

„Was rätst du mir also zu tun?“



„Ich rate dir, ihr zu zeigen, was du fühlst. Du fühlst heiß und leidenschaftlich — ich weiß es. Weg also mit aller Befangenheit und Zurückhaltung! Schüchterne Liebhaber erreichen selten ihr Ziel, die Mädchen ziehen die stürmischen und heißblütigen vor. — Setz dich her — ich will dir mein ganzes Programm auseinandersetzen.“

Die Freunde saßen wohl eine Stunde in angelegentlicher Unterhaltung beisammen. Als sie sich endlich erhoben, lag auf Dagoberts Gesicht ein frohlockendes Lächeln.

Gertrude v. Sandow weinte oft seit einigen Tagen. Die Meteorologen des Herzens verstehen sich auf die Tränen der jungen Mädchen vorzüglich. Sie wissen, daß Sonnenschein und Regenschauer in keiner Jahreszeit des menschlichen Lebens häufiger wechseln als im Frühling — Gertrude befand sich in einer Regenperiode, nur mit dem Unterschiede gegen frühere ähnliche Erscheinungen in ihrem lichtvollen Knospendasein, daß die diesmalige Periode weit stärker und anhaltender genannt werden mußte. Beweis genug, daß die Zeit der grundlosen Tränen vorüber war: jede dieser kristallenen, blitzenden Perlen besaß einen Kern, unsichtbar zwar, doch darum nicht weniger wirklich und bedeutsam. Jede bildete den Ausdruck eines wehen Gefühls. Die Kammerzofe ihrer Mutter behauptete sogar in der Küche, das Fräulein versteige sich zuweilen so weit, ihre wehen Gefühle in Worte zu fassen. Sie wollte abends, als sie an des Fräuleins Zimmer vorüberging — sie verschwieg, daß sie dabei einige Augenblicke in gebeugter Haltung am Schlüsselloch stehen geblieben war — den Stoßseufzer vernommen haben: „Er hat mich eben nie geliebt!“

„Und das sprach sie mit einer Stimme," fuhr die Zofe mitfühlend fort, „mit einer Stimme — gerade als wenn ein sterbender Schwan seine letzten Empfindungen in eine schmelzende Melodie aushaucht."

Marianne nannte ein gefühlvolles Herz ihr eigen und tat sich viel zugute auf ihre Bildung. Übrigens war Marianne so neugierig, wie Gertrude reizend war.

Als sie ihrer Herrin an einem der nächsten Morgen das goldblonde Haar flocht, erkundigte sie sich in der vertraulichen Art begünstigter Dienerinnen, wer denn der schöne junge Herr gewesen sei, der das gnädige Fräulein gestern abend im Theater so unverwandt angestarrt habe.

„Angestarrt? — Mich? — Ein Herr?" fragte Gertrude errötend.

„Haben das gnädige Fräulein es nicht bemerkt?"

„Nein," erwiderte Gertrude, aber ihre Verwirrung bewies, daß ihr der Umstand doch vielleicht nicht gänzlich entgangen war.

„Er saß in der rechten Seitenloge des ersten Ranges — auf einem Eckplatze, beinahe Ihrem Platze gegenüber."

„Und er starrte mich an, sagst du?"

„Er verwandte kein Auge vom gnädigen Fräulein. Und so bleich sah er aus, als ob er sich innerlich verzehrte."

„Was du immer phantasierst, Marianne! Wenn er mich übrigens wirklich angestarrt hat, so ist es unverschämt genug von ihm."

„Das sage ich auch, gnädiges Fräulein. Es war eine unverzeihliche Zudringlichkeit, eine Indiskretion!"

„Was weißt du von Indiskretion! Laß mich zufrieden mit deinem Geschwätz!"

Marianne lächelte verschmitzt in sich hinein. Sie

wußte, das Fräulein würde bald genug selber wieder von der Sache anfangen, und stellte sich ihrerseits, als sei ihr die Sache ebenfalls völlig uninteressant.



Nicht eine Minute war vergangen, so hub die junge Dame in gleichgültigem Tone wieder an: „Du hast dich sicherlich geirrt, Marianne. Es kann gar nicht anders sein!"

„Worin, gnädiges Fräulein?" Marianne tat, als verstünde sie nicht, was man von ihr wollte.

„Ach, tu doch nicht so! In deiner Beobachtung mit

dem Herrn, meine ich. Welcher Mann von Stand und Bildung wird denn—nein, so etwas ist gar nicht anzunehmen."

„Gnädiges Fräulein haben recht — ich fürchte auch, daß ich mich geirrt habe."

„Er war blaß, sagst du?"

„Totenbleich wie eine Leiche. Und die Augen hatten einen so düsteren, schwermütigen Ausdruck."

„Totenbleich? Das ist mir nicht auf—" Beinahe hatte sie sich verraten. „Nein, wahrhaftig, gar nicht aufgefallen ist er mir. Kanntest du ihn denn?"

„Ich konnte ihn vom vierten Rang aus nicht deutlich erkennen; aber wenn mich nicht alles trügt, war es der Herr Baron v. Weltstetten."

„Warum sollte denn der —"

„Gnädiges Fräulein haben ihn doch so grausam behandelt. Der Schlag scheint ihn bis ins Innerste getroffen zu haben."

„Dazu halte ich ihn für viel zu alltäglich. Er — er weiß ja gar nicht, was wahre Liebe ist, er fühlt nicht tiefer als ein — ein Elefant."

„O — er tut mir wirklich leid, der arme Herr!"

„Ach was!"

„Immerhin war es eine Dreistigkeit, Sie derart ins Auge zu fassen — und so in einem fort. Ein Benehmen — eines so vornehmen Herrn in der Tat nicht würdig. Ich —"

„Urteile nicht zu hart, Marianne!" fiel ihr Gertrude hastig ins Wort. „Wenn ein Fremder sich das erlaubt hätte, möchtest du recht haben, aber in seinem Falle war es wohl mehr das unbewußte Tun eines verstörten, verletzten Gemüts. Er hat doch mehr Gefühl, als ich glaubte. Das — das freut mich von ihm!"

Marianne lächelte. Sie hatte beabsichtigt, das Fräulein auszuholen, und das war ihr glänzend gelungen. Sie wußte jetzt, womit sie ihrer jungen Herrin Ver-

gnügen zu bereiten vermochte — und sie würde das nach Möglichkeit benutzen. —

Nach dem Frühstück ging Gertrude wie alle Morgen



im Garten spazieren. Den schöngepflegten Garten schloß ein elegantes Eisengitter gegen das Nachbargrundstück und gegen eine schmale Seitenstraße ab, eine

kunstvoll gearbeitete Tür führte nach letzterer hinaus. Diese Tür trug oben zur Verzierung zwei vasenartige Gefäße, und als Gertrude vorüberging, erblickte sie zu ihrem Erstaunen in einer der Vasen einen großen kostbaren Rosenstrauß. Es war im April, und Rosen zurzeit noch ein kostspieliger Artikel.

„Wie kommen die herrlichen Rosen hierher?“ fragte sich das junge Mädchen.

Im selben Augenblick überfloß Purpur ihre Wangen. Für wen, wenn nicht für sie, konnten sie bestimmt sein? So wertvolle Blumenspenden schickt man keiner Dienerin.

Verlegen schaute sie sich um, ob jemand ihr Beginnen gewahre, dann sprang sie gewandt auf die Stange der Wegeinfassung und erlöste den Strauß aus seiner einsamen Haft.

Wie köstlich er duftete! Tief senkte sie ihr Näschen in die wunderbaren Blumen.

Da sah sie ein rosa Zettelchen verborgen darin schimmern. Sie zog sich hastig hinter eine hohe Taxuswand zurück und entfaltete das zierliche Billett.

Verse! Ihre Vergißmeinnichtaugen erglänzten unwillkürlich, denn sie liebte alles Poetische so sehr. Mit leiser, aber trotzdem allen Empfindungen der wenigen Zeilen Rechnung tragender Stimme las sie:

„Eine Liebe so groß,
So grenzenlos
Wie die meine, beut nie sich dir dar.
Und blickten die Engel auch noch so scheel,
Sie trennen doch nicht meine Seel' von der Seel'
Der Maid mit dem goldigen Haar.“

„Kein Zweifel — das bin ich!“ lispelte die junge Dame mit verklärtem Blicke. „O, wer mag es sein,

der mir diese so poetische, zarte und romantische Huldigung darbringt? Ich komme mir vor wie eine Prinzessin in einem verzauberten Schlosse."

Heimlich, ganz heimlich brachte sie den Strauß auf ihr Zimmer, wo sie ihn einer zierlichen Porzellanvase anvertraute, auf welcher Dornröschen im Zauberschlosse gemalt war.

„Sein Duft mag dich wecken, kleines Dornröschen!" nickte sie der schönen Schläferin zu. „O, wie berauschend er ist — er dringt bis in die Seele!"

— — — — — — — — — — — — —

Die schöne Gertrude verwunderte sich durchaus nicht, als sie am nächsten Morgen an derselben Stelle wieder einen Strauß fand. Sie hatte im stillen so etwas erwartet.

Natürlich steckte wieder ein rosa Blättchen darin. Natürlich stand wieder ein Vers darauf. Sie küßte den Zettel und las die Verse:

„Aus verschmähter Liebe Gründen,
Von des Herzens Gram bedrückt,
Könnt' ich doch die Rettung finden,
O wie fühlt' ich mich beglückt!
Dort schau' ich der Treue Spiegel,
Augen, die wie Veilchen blühn —
Hätt' ich Schwingen, hätt' ich Flügel,
Zu den Augen zög' ich hin!"

Wer nur der geheimnisvolle Spender der köstlichen Blumen, der herrlichen Verse sein mochte?

Am dritten Tage empfing sie die Aufmerksamkeit bereits als etwas Selbstverständliches, holte sie gewissermaßen als Zoll ein. Diesmal waren es weiße Rosen, und in dem beiliegenden Begleitreim schwärmte der

romantische Geber sogar davon, sein höchstes Glück sei, mit ihr nach einer einsamen Insel zu fliehen und ganz ausschließlich ihrer Liebe zu leben.

„Wer es nur ist?“ sprach sie erglühend zu sich selbst. „Gewiß ein Künstler — wohl gar ein Dichter! So heilig, erhaben und flammend zugleich kann nur ein Dichter empfinden.“

Tag und Nacht beschäftigte sie die Frage nach der Herkunft der geheimnisvollen Gaben, und der Spender ermüdete nicht, ihre Aufmerksamkeit rege zu erhalten.

Jeden Tag überraschte sie irgend eine neue Huldigung. In den Kahn, den sie jede Woche ein paarmal zu einer Ruderpartie zu benützen pflegte, ward vom Ufer aus von unbekannter Hand ein Sträußchen geschleudert, das in seinem Innern wiederum einen von feuriger Anbetung zeugenden Spruch umschloß. Selbst in einem Veilchenstrauß, den Gertrude einer kleinen Straßenverkäuferin abnahm, der sie manchmal etwas abkaufte, fand sich eine poetische Erklärung an sie. Immer waren es dieselben Schriftzüge, aber die junge Dame kannte sie nicht, da die Handschrift offenbar verstellt war.

Bis in das Heiligtum ihres Mädchenstübchens reichte die magische Kraft des Unbekannten. Von ihrem Vormittagsausgange zurückkehrend, erblickte sie den Strauß, den sie im Garten diesmal vergeblich gesucht, auf ihrem Tische. Der beharrliche Ritter mußte mit jemand von der Dienerschaft in Verbindung stehen. Was für Zeit, Mühe und Geld er es sich kosten ließ! Was hatte er denn heute für ein Verschen gewählt?

Mit holdem Lächeln griff sie nach der Einlage, doch zu ihrem großen Befremden stieß sie auf das seltsame Zitat aus Bürgers Lenore:

„Und außen, horch, ging's trapp, trapp, trapp,
Als wie von Rosses Hufen . . .
Und hurre, hurre, hopp, hopp, hopp
Ging's fort in sausendem Galopp . . .
Auf deine heißen Fragen
Will es dir Antwort sagen!"

„Das wird ja immer rätselhafter!" murmelte Gertrude beglückt.

Da vernahm sie plötzlich Pferdegetrappel auf der Straße unter ihrem Fenster. Welch merkwürdiges Zusammentreffen mit dem Text des heutigen Gedichts! Sie eilte ans Fenster, um hinunterzuschauen, denn in der stillen Straße bekam man selten einen Reiter zu Gesicht. Wirklich: ein Kavalier stürmte auf feurigem Rappen daher, im Vorbeigaloppieren schwenkte er ehrerbietig den Hut.

Sie grüßte flüchtig. Der Reiter war der Baron Dagobert.

Da beugte er sich noch einmal zurück, in halber Körperwendung, so daß sie seine Brust sehen konnte. Was leuchtete an der? Eine herrliche Rose derselben Art, aus welcher der Strauß auf ihrem Tische bestand.

Bis über die Stirn errötend, zog sie sich hastig zurück.

Er war es — er! Dagobert v. Weltstetten!

Ob sie es nicht geahnt hatte!

Er war also doch nicht ohne Sinn für Poesie. Und ein Leben ohne Poesie — niemals! Ein hohes Ideal lebte in der jungfräulichen Brust. Sie lief sogleich zu ihren Rosen hin, drückte sie an ihr Herz und an ihre Lippen. Freilich tat es ihr leid, daß der Ritter von den duftenden Rosen, wie sie ihn bei sich getauft, sein Visier so rasch gelüftet hatte — das Geheimnis war interessanter als die Enthüllung.

Was würde er aber nun beginnen? Würde er nun

sofort wiederkommen und noch einmal um sie werben? Das hoffte sie nicht. Zwar seinen prosaischen Brief hatte sie bereits halb vergeben, aber so leicht war sie nicht zu gewinnen. Gertrude v. Sandow nicht! Dabei richtete sie sich stolz empor, und ihre Augen nahmen den Ausdruck eines Ritterfräuleins aus ihrem Lieblingsroman, Fouqués Zauberring, an. Eine Gertrude v. Sandow wollte heiß umworben sein!

Am liebsten hätte sie das Zugeständnis ihrer Liebe an einige heroische Bedingungen geknüpft, ihrem Bewerber schwierige Aufgaben gestellt, die er erst erfüllen mußte; aber so etwas war ja nicht mehr möglich in unserer trostlos nüchternen Zeit.

Gertrude stampfte ärgerlich mit dem kleinen Fuße.

Als sie nachmittags mit ihrer Mutter im Park spazieren ging, erblickte sie ihn nochmals auf demselben Rappen, mit derselben Rose an der Brust. Auf dem Reitweg kam er daher, wieder grüßte er ehrerbietig und mit einem unendlich traurigen Blicke, dann spornte er sein Roß zu einer Reihe von halsbrecherischen Kunststücken, bei deren Anblick Gertrude Hören und Sehen verging. Was für ein Reiter er war! Jeden Augenblick fürchtete sie, er würde stürzen. Unwillig schüttelte sie, doch unmerklich für ihre Mutter und alle anderen, den Kopf gegen ihn, daran erkannte er, daß er verstanden worden sei; er lächelte trübe und preßte schwermütig die Hand aufs Herz, als wolle er sagen: Was tut's, wenn ich stürze? Dich, Grausame, kümmert es ja doch nicht!

Abends im Theater waren seine Augen wieder auf sie gerichtet — kurz überall, wohin sie auch ihre Schritte lenkte, trat ihr der Baron mit seinem blassen Gesicht, seinem traurig-vorwurfsvollen Blick in den Weg. Manch-

mal erhaschte sie im Vorbeigehen sogar einen seiner stillen Seufzer.

— — — — — — — — — — — — —

Um diese Zeit war es, daß ihr Bruder Kurt einen Freund vom Regiment mit nach Hause brachte, den Rittmeister Leo v. Fröben. Ein schneidiger, ein schöner Mann! Und obendrein hieß er Leo — ein Name, für den sie schwärmte. Trotzdem mochte sie ihn nicht. Er erschien ihr zu geziert und blasiert. Aber seinem Umgang konnte sie sich doch nicht entziehen. Die Geschwister leisteten dem Gaste Gesellschaft, unternahmen mit ihm Ausflüge, auf einem Balle beim Gesandten tanzte sie mehrmals mit ihm. Natürlich überhäufte er sie mit Aufmerksamkeiten.

Der arme Dagobert nahm mit umflorten Augen von diesen Vorkommnissen Notiz. Immer düsterer wurde sein Blick, zuletzt drohend.

Nichts ist leichter gefunden als eine Ursache zum Streit, wenn einer dem anderen an den Kragen will. Ein kleiner Wortwechsel, man fordert Entschuldigung, der gibt die Beschuldigung zurück und weigert sich, ein Wort gibt das andere — bald genug ist eine Beleidigung aus irgend einem Munde gefallen und die Forderung ist fertig. —

Warum war wohl die sonst so heitere Marianne heute so aufgeregt und beklommen, als sie ihrer jungen Herrin die goldenen Flechten strählte?

„Wie ungeschickt du heute bist, Marianne!“ schalt Gertrude empfindlich. „Dreimal hast du mich schon gerauft! Was ist nur mit dir? Hast du nicht ausgeschlafen?“

„O gnädiges Fräulein!“ entgegnete Marianne vorwurfsvoll.

Der klagende, dumpfe Ton, fast dem vergleichbar,

mit welchem manche Leute Gespenstergeschichten vorlesen, veranlaßte das Fräulein, sich nach der Zofe herumzudrehen. Betroffen schaute sie ihr ins Gesicht.

„Du bist so bleich, Marianne! Was fehlt dir? Bist du krank?“ fragte sie sanfter.

„O, wenn es nur mich beträfe, gnädiges Fräulein!“ ächzte Marianne, plötzlich in Tränen ausbrechend.

„Wen sollte es denn sonst betreffen?“

„Daß er sterben soll — so jung und so schön! Es ist schrecklich!“

„Wer soll denn sterben? Dein Schatz?“

„Ach, wie werd' ich so ungebildet sein und dem gnädigen Fräulein von mir reden! Nein — von ihm spreche ich! Wie entsetzlich wäre es, wenn der Herr Rittmeister ihn im Duell tot schösse!“

Gertrude erblaßte. „Der Herr Rittmeister? Wen? Doch nicht —“

„Jawohl!“

Sie verstanden sich, ohne daß der Name ausgesprochen wurde.

„Wie kommst du auf diese Idee, Marianne?“

„O, unsereins hat seine Beziehungen, gnädiges Fräulein,“ murmelte die Zofe selbstbewußt. „Hat der Herr Rittmeister denn nicht einen Burschen, und macht mir dieser Bursche nicht den Hof? Hört ein Bursche nicht manches, was eigentlich nicht für seine Ohren bestimmt ist? Und die Vorbereitungen zu einem Zweikampf, so geheim sie auch betrieben werden —“

„Mein Gott, wann soll denn das Duell stattfinden?“

„Morgen früh um halb fünf.“

Gertrude sprang erregt von ihrem Toilettenstuhl in die Höhe. „Und — und bin ich — ich — die Ursache?“

„Sie sagen zwar, eine Beleidigung wäre der Grund,

aber niemand ist im Zweifel, daß dieser Grund nur vorgespiegelt ist.“

„Wer ist der Herausforderer? Baron v. Weltstetten?“

„Der arme Herr Baron, der so freigebig — ja, er — o wie leid er mir tut! Sein Gegner ist doch Offizier und muß wohl viel besser schießen können als er — und er ist ohnehin immer so traurig und schwermütig! Ich fürchte, er legt es direkt darauf an, sich totschießen zu lassen — denn sein Herz ist gebrochen, weil die Welt so grausam und —“

„Mit der Welt meinst du natürlich mich?“

„Gnädiges Fräulein —“

„Schon gut, ich verstehe deine Anteilnahme und verstehe noch manches andere, was mir bisher geheimnisvoll erschien. Geh jetzt — laß mich allein!“

Marianne entfernte sich schmollend, aber doch im ganzen von ihrem Erfolg befriedigt. Sie hatte dem Fräulein ihr Geheimnis offenbart — mehr wollte sie ja gar nicht. —

Gertrude war in der Tat im höchsten Grade erregt. Nicht ausschließlich unangenehm, wiewohl sie sich das Gegenteil kaum gestehen mochte, und doch vermochte sie im letzten Grunde eine Art Triumphgefühl nicht zu unterdrücken.

Ein Duell um ihretwillen! Ihre Brust hob sich in wonnigen Atemzügen. Wie interessant, wie romantisch, wie poetisch! Dazu ein Ritter, der um ihretwillen den Tod suchte! Der lieber sterben, als ohne sie leben wollte!

Aber wenn er wirklich fiel? Oder auch der andere? Jeder von beiden tat ihr leid, denn ein Mord um ihretwillen — niemals! Ihr kleines Herz begann auf einmal laut zu klopfen, und eine Stimme in ihr, mächtig

und klar, rief mit immer steigendem Nachdruck: „Niemals darf das geschehen! Wie könntest du je wieder innerlich ruhig werden? Armer Dagobert — er hat sich so treu, so echt ritterlich erwiesen! Er darf nicht sterben!"

Nein, er durfte nicht! Aber was sollte sie tun? Der Tag verging in ratloser Überlegung. Nachmittags ging sie in Begleitung Mariannes aus in der Hoffnung, ihm irgendwo zu begegnen — umsonst. Der Abend kam näher und näher — bald war es zu spät.

Die Not löste endlich einen schweren Entschluß in ihr aus, schwer, aber doch auch wieder äußerst romantisch, und sie kam sich in seiner Ausführung unendlich wichtig und interessant vor.

Mit fliegender Feder warf sie folgenden Satz auf ein Blatt: „Dagobert — kommen Sie heute abend um neun Uhr nach dem alten Ahornbaum im Schloßpark. Kommen Sie bei allem, was Ihnen heilig ist! Ich befehle es Ihnen! Ich bitte Sie darum!"

Wohl zehnmal las sie ihre Beschwörung, sie schwelgte in dem romantischen Inhalt. Marianne oder der Diener hätten ohne jedes Bedenken das Briefchen an seine Bestimmung befördern können, auch würde niemand etwas dagegen einzuwenden gehabt haben, wenn sie den Baron statt in den Park in die Wohnung ihres Vaters bestellt hätte, aber das erschien ihr der Wichtigkeit und Besonderheit der Lage nicht entsprechend. So leichtfertig behandelt man in ihrem Alter Geheimnisse nicht. Nein, ein ihr unterwegs begegnender Junge mußte gegen ein Trinkgeld den Boten abgeben, und abends im Dunklen an geheimnisvoller Stätte mußte die Unterredung stattfinden.

Und ganz nach Art der Heldin eines Sensationsromans verfuhr sie bei der Zusammenkunft. Marianne

allein wurde in das Vorhaben eingeweiht. Kopfschmerzen vorschützend begab sich Gertrude frühzeitig auf ihr Zimmer. Dort warf sie einen schwarzen Schleier über, zog ihn tief über das Gesicht und bestand schließ-



lich darauf, daß Marianne, die sich mit Leib und Leben an dem Abenteuer beteiligte, eine ähnliche Vermummung anlegte. Dann verließen beide das Haus heimlich durch das Hinterpförtchen im Garten.

Schlag neun Uhr stand Gertrude an dem bewußten

Ahornbaum, Marianne wenige Schritte von ihr entfernt im Gebüsch.

Baron Dagobert war natürlich sehr pünktlich, er wußte, wen er zu erwarten hatte.

Eine schwarze Gestalt näherte sich ihm, und eine verstellte, erregte Stimme begann halblaut: „Sind Sie es, Baron?“

„Ich bin es.“

„Ich weiß alles, Baron Dagobert.“

„Alles?“

„Ihr Geheimnis ward mir enthüllt. Aber — bei Ihrer Liebe zu mir — Sie werden sich nicht schießen!“

„Gnädiges Fräulein, was bleibt mir übrig? Meine Ehre —“

„Wählen Sie zwischen Liebe und Ehre!“

„Fürchten Sie nichts für den Mann Ihres Herzens. Er soll nicht sterben. Ich suche nicht seinen Tod —“

„Sie suchen den Ihrigen, ich weiß es. Das eben will ich verhindern.“

„Wie, gnädiges Fräulein, Sie nehmen Anteil an einem Unglücklichen?“

„Um meinetwillen soll kein Mord geschehen. Wollen Sie mein Gewissen für immer mit einem Schatten belasten, der nie wieder weichen kann?“

„Was soll mir ein Leben ohne Liebe?“

Einige Augenblicke schwieg Gertrude, dann hauchte sie mit Anstrengung: „Wer sagt Ihnen, daß ich — ihn liebe?“

„Meine Augen —“

„Ihre Augen haben Sie betrogen. Er ist der Freund meines Bruders, kann ich anders als höflich und zuvorkommend gegen ihn sein?“

„Sie — Sie lieben ihn nicht?“

„Nein.“

„Und auch — keinen anderen?“

Keine Antwort.

„Keinen anderen, gnädiges Fräulein?“

„Schonen Sie mich!“ rief sie leise.

Ein unterdrückter Jubelruf entfloh seinen Lippen. Er ergriff entzückt ihre Hand.

„Gertrude — darf ich, darf ich Ihren Herrn Vater um diese kleine Hand bitten?“

„Wenn Sie mir schwören, diesen unglückseligen Zwist zu vermeiden.“

„Wie kann ich das, wenn mein Gegner —“

„Ich werde mit ihm reden. Das Duell darf nicht stattfinden — oder wir wären für immer getrennt, Dagobert. — Wollen Sie meine Bitte erfüllen?“

„O, was mich anlangt — von Herzen gern. Ich — ich bin der schuldige Teil — ich werde den Rittmeister um Entschuldigung bitten, erklären, daß ich mich im Irrtum befunden habe. Wenn Sie ihn vermögen können —“

„Er wird Ihre Entschuldigung annehmen. Ich verbürge mich dafür.“

„O, so ist alles gut — ich —“

„Schwören Sie — ich habe keinen Augenblick zu verlieren. Schwören Sie bei Ihrer Ehre als Kavalier und Edelmann!“

Er kniete nieder, hob beteuernd seine rechte Hand empor und sagte feierlich: „Ich schwöre!“*)

Sie reichte ihm zum Abschiede die Hand. Er stand auf, drückte diese heftig, dann zog er mit rascher Bewegung die schwarze Gestalt an sich und preßte einen Kuß auf den Schleier.

---

*) Siehe das Titelbild.

„Dagobert — lassen Sie — sprechen Sie mit meinem Vater!“

Im nächsten Augenblick war sie verschwunden.

— — — — — — — — — — — — —

Baron Dagobert gab am nächsten Morgen seinem Gegner die verlangte Ehrenerklärung. Der Rittmeister, schon vorbereitet, nahm sie gerne an. Er durfte es ohne Bedenken, da das Ehrengericht, das nur mit Überwindung seine Billigung zu einem Zweikampfe aus so nichtigen Gründen ausgesprochen, den Versuch einer gütlichen Beilegung zur Bedingung gemacht hatte. Die Gegner schieden völlig versöhnt.

Der Baron verließ mit seinem Sekundanten, seinem Freunde Alexander v. Bilsing, zuletzt den Platz. „Ich danke dir, Alexander,“ erklärte er, „dein Rat hat mich glänzend zum Ziele geführt.“

„Das Duell war eigentlich nicht in dem Plan einbegriffen.“

„Was konnte es schaden? Wir hätten uns wahrlich nicht die Hälse gebrochen. Der Rittmeister ist ein miserabler Schütze, und ich — nun, ich hätte ganz bestimmt in die Luft geschossen.“ —

Zwei Tage später, am 6. Mai 1890, legte Gertrude mit glückseligem Herzen ihre Hand in die des Verlobten.

2.

Mit sechsunddreißig Jahren.

Es war an einem herrlichen Sommertage im Jahre 1908.

Freiherr Alexander v. Bilsing blickte der stattlichen Frau mit wohlgefälliger Miene nach.

„Wie schön sie noch immer ist!“ murmelte er vor sich hin. „Und wie gut und edel! Sie würde meinen Kindern eine vorzügliche Mutter sein!“

Nachdenklich schritt er die Promenade entlang. Schon seit Monaten liebäugelte er mit der Idee, in Frau v. Weltstetten seinen Kindern eine zweite Mutter zu geben. Gertrude war gleich ihm seit einigen Jahren verwitwet, zwischen beiden bestand eine herzliche, auf langer Bekanntschaft und gegenseitiger Verehrung begründete Freundschaft. Auch war sie ihm stets mit jener Liebenswürdigkeit begegnet, die nicht bloß auf Achtung, sondern auch auf ein Wohlgefallen an der Persönlichkeit schließen läßt, und seine Kinder liebte sie, die selbst kinderlos geblieben war, geradezu zärtlich.

„Freilich," wandte er sich mit bedenklicher Miene ein, „ist sie auch eine stolze und romantische Natur. Und schwer zu gewinnen. Aber ist es durch meinen guten Rat meinem armen Freund Dago seinerzeit gelungen, sie zu gewinnen, so hoffe ich für mich selbst nicht weniger glücklich zu sein. Ich muß es nur so klug anfangen wie damals Dagobert. Ich werde die Belagerung beginnen."

Der Freiherr begab sich, still vor sich hin lächelnd, nach Hause. Er entwarf seinen Feldzugsplan und war damit zufrieden. Er wußte, Gertrude trank ihren Tee jeden Morgen in der Jasminlaube ihres Gartens. Entschlossen trat er unterwegs in einen Blumenladen, in dem er seine fast lediglich auf die zeitweilige Ausschmückung seines Knopflochs abzielenden Bedürfnisse nach kunstgärtnerischen Erzeugnissen zu befriedigen pflegte.

„Ich brauche morgen früh um sechs Uhr einen Rosenstrauß, aber von den schönsten Rosen, die Sie haben," wandte er sich an die Verkäuferin. „Lassen Sie möglichst alle edelsten Arten darin vertreten sein. Mein Diener wird ihn abholen."

Daheim nahm er sogleich seinen treuen Joseph beiseite.

„Joseph, wir sind zwar mitsammen ein paar Philister geworden,“ sagte er zu dem ihn verdutzt anstarrenden Diener, „aber ein bißchen von der alten Schneidigkeit ist uns doch hoffentlich noch geblieben — wie?“

„Wie Sie befehlen, gnädiger Herr.“

„Du weißt doch, wo Frau Baronin v. Weltstetten alle Morgen Tee trinkt?“

„Jawohl, gnädiger Herr.“

„In der Jasminlaube direkt am Zaun —“

„Weiß schon, gnädiger Herr.“

„Getraust du dich, ohne daß dich jemand sieht, einen Rosenstrauß vom Zaun aus auf den Laubentisch zu legen?“

Joseph machte ein äußerst pfiffiges Gesicht. „Wenn's weiter nichts ist —“

„Es handelt sich um einen Scherz, Joseph — verstehst du?“

Joseph machte ein noch pfiffigeres Gesicht.

„Du denkst wohl gar was Arges — he?“ lachte der Freiherr. „Was du für ein verdorbenes Gemüt hast, alter Knabe! Du gehst also vor sechs Uhr hier weg und holst den Strauß in dem Blumenladen ab, wo wir immer hingehen, dann bringst du ihn mir, ich werde ein Briefchen darin verstecken, dann beförderst du ihn nach der Laube. Vor sieben Uhr kommt die Frau Baronin nicht heraus, du hast also Zeit.“

Der Freiherr lachte vergnügt in sich hinein, wenn er sich die Überraschung und das Entzücken der Baronin ausmalte. Das Verschen, das er darin verbergen wollte, verursachte ihm freilich Kopfzerbrechen, denn er war seit langen Jahren nicht mehr in Poesie tätig gewesen, wie er es nannte, aber er konnte sich Zeit nehmen, und unter Anlehnung an ein bekanntes Lied

brachte er endlich folgende poetische Huldigung zustande:

„Gertrude, meine Sonne, wie bist du so schön,
Nie kann ohne Wonne deinen Reiz ich sehn!
Schon in meiner Jugend sah ich gern nach dir,
Jetzt ist diese Tugend stärker noch in mir.
Und ich denk', seh' ich dich lieblich vor mir stehn,
Möcht'st du mir allein doch auf- und untergehn!"

„Das ist etwas nach ihrem Geschmack!" lobte er sich selbst, nachdem er das Gedicht wohl zwölfmal gelesen hatte. Er konnte die Zeit gar nicht erwarten, bis er den Strauß nebst Inhalt in ihren Händen wußte.

Gegen neun Uhr ging er, entgegen seiner Gewohnheit, schon aus, denn es drängte ihn, zu sehen, ob sein Geschenk verschwunden sei.

Garten und Laube waren verlassen, er konnte ruhig bis dicht an den Zaun vordringen. O weh, der Strauß lag noch da! Sollte Gertrude gar nicht herausgekommen sein, oder hatte sie ihn verschmäht?

Wehmütig betrachtete er das prachtvolle Gebinde von Künstlerhand, da fiel ihm auf, daß etwas wie ein Zettel über die Rosen emporragte.

„Was ist das? Das ist doch nicht mein Gedicht!" brummte er voll Unruhe. „Es hat sich also doch jemand mit dem Ding zu schaffen gemacht!"

Vom Zaun aus konnte er mit einiger Anstrengung ganz gut hinüberlangen, denn der Strauß lag, als habe man ihn absichtlich für Versuche wie den seinigen hingelegt, ganz am Rande des Tisches. Er griff jedoch nicht nach der Spende, sondern nur nach dem herausguckenden Zettel. Den entfaltete er und las darauf die flüchtig mit Bleistift geschriebenen Worte:

„Fremdling, du mußt im Irrtum sein,
Ich habe ja gar kein Töchterlein!"

„Wie bescheiden, sinnig und rührend!“ dachte der Freiherr. „Sie glaubt nicht, daß die Huldigung für sie bestimmt ist! Sie erwartet, daß dies deutlich ausgesprochen wird. Nun, ihre Hoffnung soll sie nicht täuschen.“ —

Das wahrhaft köstliche Veilchenbukett, welches Joseph am anderen Morgen nach der Laube bringen mußte, wäre in jeder Blumenausstellung eines ersten Preises für würdig erachtet worden. Weniger vielleicht der gereimte Gruß, der inmitten der berauschenden Düfte sich bescheiden verbarg und der in der Form manches zu wünschen übrig ließ, obgleich der Freiherr der Ansicht war, er mache sich recht hübsch, wenn er nur mit der nötigen Betonung vorgetragen würde.

Und er selber trug ihn mit diesem innigen Ausdruck seinem Spiegel wie folgt vor:

„Diese Veilchen bedeckt' ich mit Küssen,
Aber die Küsse gelten nicht ihr,
Nicht der Tochter, die nimmer gewesen,
Sondern der Einzigen, Gertrude, dir!
Diese Düfte sind flammende Gluten,
Feurig lodernd im Herzen mir,
Und diese Gluten und diese Flammen
Brennen und glühen, Gertrude, nur — dir!“

Es versteht sich, daß er auch diesmal um die neunte Stunde in höchsteigener Person an Ort und Stelle erschien, um sich von der gnädigen Annahme seiner wahrhaft kostbaren Gabe zu überzeugen. Aber wieder hatten die Lieblinge Florens ihren Platz behauptet — und wieder lugte ein Zettel über die blauen Köpfchen, und als er sich dessen bemächtigte und den Text las, knirschte er zornig mit den Zähnen. Dann zerknitterte er den Zettel und schob ihn in die Tasche seiner blütenweißen Sommerweste. Die Botschaft aber, die er

darauf gefunden, murmelte er auf dem Nachhausewege immer von neuem vor sich hin:

„Der Affe sehr possierlich ist,
Zumal wenn er die Veilchen küßt.

Quäle nie ein Tier zum Scherz,
Pegasus fühlt auch den Schmerz!

Zu löschen deine innre Glut,
Borg dir die Feuerspritze gut!“

„Hm,“ brummte er, „die Feuerspritze möchte noch gehen, aber der Affe — nein, nein, das ist nicht Gertrudes Werk, da treibt ein infamer Spaßvogel sein Unwesen! Ich will es einmal auf andere Weise versuchen. — Was hat ihr damals vor allem imponiert? Die feurigen Ritte Dagoberts an ihrem Fenster vorüber. Nun, ich bin ein vortrefflicher Reiter, ich werde die ganze Romantik der Jugend vor den Augen ihrer Erinnerung heraufbeschwören.“

Der Freiherr ließ zeitig am nächsten Morgen seinen Schimmel satteln und galoppierte um die Zeit, da er Frau v. Weltstetten im Garten wußte, mit Donnergepolter vorüber. Mit jugendlichem Schwunge schwenkte er im Vorbeireiten den mit grünem Laub geschmückten Hut und gab sich Mühe, ihr die Rose zu zeigen, die er auf der Brust trug.

Gertrude schaute auf und erwiderte lächelnd seinen Gruß, aber im selben Momente brauste ein Automobil daher, der Schimmel scheute, bäumte sich, und Alexander, der gerade die Zügel losgelassen und sich im Steigbügel emporgerichtet hatte, um zurückzusehen, taumelte im Sattel und hatte Mühe, sich auf seinem Sitze zu behaupten.

Doch es gelang ihm dank seiner vortrefflichen Reit-

fertigkeit. Er schaute hinüber, um einen bewundernden Blick von ihr einzuernten, aber er sah nichts auf ihrem Antlitz als innige Heiterkeit und leisen Spott.

Ärgerlich sprengte er nach Hause. Unterwegs aber faßte er den Entschluß, keinen Augenblick länger zu warten, sondern seinen Wunsch dem Papier anzuvertrauen. Das



war geduldiger als ein Pferd und würde sich nicht bäumen, wenn er auch die wildesten Federsprünge auf ihm ausführte. Und er sattelte wie dereinst Vater Wieland den Hippogryphen zum Ritt ins Land der Romantik und strömte eine Glut von Empfindungen in die rötlich schimmernde Tinte, daß er selber schier

im Tiefsten gerührt wurde und mit voller Überzeugung des Erfolges die flammende Epistel seinem treuen Diener zur persönlichen Überlieferung an die Adressatin übergab.

Ungeduldig harrte er des Erfolges. Er brauchte auch gar nicht lange auf der Folter zu liegen, denn schon am Nachmittag brachte ihm die Post ein elegantes Briefchen, dessen Text zu lesen kaum eine Minute erforderlich war.

Die Baronin schrieb: „Mein lieber Freund! So sehr ich die Ehre Ihres Antrages zu würdigen weiß und in Ihrer Persönlichkeit alle Bürgschaft für ein gedeihliches Zusammenleben erblicke, so fürchte ich doch, die Voraussetzungen, unter denen Sie mir Namen und Hand bieten, nicht erfüllen zu können. Unsere Begriffe von der Ehe und den Ansprüchen der Ehegatten aneinander gehen offenbar zu weit auseinander, als daß wir uns gegenseitig eine Enttäuschung bereiten sollten, deren Folgen nur schwer wieder von uns genommen werden könnten.

In aller Freundschaft und Wertschätzung

Ihre ergebene

Gertrude v. Weltstetten geb. v. Sandow."

Schmerzlich enttäuscht warf der Freiherr das Schreiben vor sich auf den Tisch.

„Was soll das bedeuten?" rief er ärgerlich. „Sie gibt mir einen Korb! Und ich glaubte mich ihrer so sicher! Ihr ganzes Verhalten ermutigte mich zu diesem Schritte — und nun gegen alle Erwartung diese schroffe Abweisung! Was fällt ihr nur ein mit ihren ‚Voraussetzungen, die sie nicht erfüllen kann'? Warum sollten denn unsere Begriffe von der Ehe so weit auseinandergehen? — Ach was!" unterbrach er sich hastig. „Am besten ist's, ich gehe selbst zu ihr und frage sie.

Wir sind ja keine Kinder mehr — und Gertrude eine offene, ehrliche Natur. Aus ihrem eigenen Munde will ich erfahren, was sie gegen mich einzuwenden hat. Ihr Gatte, mein alter Freund, ist seit sechs Jahren unter der Erde, Kinder besitzt sie nicht, auf welche sie Rücksichten zu nehmen hätte. Oder sollten vielleicht meine eigenen beiden Kinder das Hindernis bilden? Scheut sie die ernsten Pflichten der Mutter? Unmöglich, denn niemand hat sich sehnlicher Kinder gewünscht als sie, und sie war ja auch meinen Kleinen von jeher die zärtlichste Freundin, die man sich denken kann. Oder" — ein neuer Gedanke zog ihm durch den Sinn — „sie will stürmischer gewonnen sein? Warum nicht. Ich will den Versuch unternehmen." —

Gertrude saß in ihrem Lehnstuhl am Fenster und blätterte in den neuesten Journalen, als ihr das Mädchen den Freiherrn v. Bilsing meldete.

Die junge Witwe blickte verwundert auf. Doch sagte sie mit ruhiger Miene und ohne jede Spur von Erregung mit freundlicher Stimme: „Ist willkommen," und in der Tat begrüßte sie den Eintretenden ohne jedes Anzeichen peinlichen Empfindens.

Gertrude war trotz ihrer sechsunddreißig Jahre noch immer eine schöne und reizvolle Frau, der Ausdruck der blauen Augen ohne die schwärmerische Beimischung der Jugend, die Formen üppiger geworden, das Haar noch immer glänzend, wenn auch nicht mehr mit dem blendenden Schimmer von ehemals.

„Nun, lieber Freund, was verschafft mir das Vergnügen?"

Ihre Liebenswürdigkeit bestärkte ihn vollends in seiner Meinung. Nachdem er sich überzeugt, daß sie ganz ungestört waren, ließ er sich zu ihrer Überraschung plötzlich auf seine Kniee nieder.

„Gertrude, heißgeliebtes, herrliches Weib!“ begann er stammelnd.

Aber bestürzt hielt er inne, denn er mußte sehen,



wie Gertrude plötzlich in ihren Stuhl zurückfiel und in ein lautes, herzliches Lachen ausbrach, in ein Lachen, so anhaltend und überströmend, daß er voller Empörung

wieder auf seine Füße sprang und in zornigem Tone, sich hastig nach der Tür wendend, ausrief: „Nun wohl — ich sehe, daß ich nichts mehr zu sagen habe, als: leben Sie wohl, Frau Baronin!“

Das Lachen verstummte. Sie erhob sich schnell. „Alexander,“ rief sie, „warten Sie doch!“

Der liebe Klang bestimmte ihn, sich zögernd von neuem nach ihr hinzuwenden. „Frau Baronin,“ sagte er gekränkt, „dieser Empfang —“

„Aber bester Freund,“ unterbrach sie ihn lächelnd, „was machen Sie auch für Geschichten?“

„Geschichten? Ist es so lächerlich, wenn ein Mann der Auserwählten seiner Seele seine heiligsten Empfindungen —“

Sie winkte ihm mit dem Finger Schweigen zu. Dann ergriff sie lebhaft seinen Arm und führte ihn vor den großen Stehspiegel. Seite an Seite spiegelten sie sich in der glänzenden Kristallfläche.

„Für wie alt halten Sie mich, Alexander?“ fragte sie ruhig.

„Für wie alt? O Gertrude, Ihre Schönheit —“

„Ohne Phrase, Alexander! Sehe ich aus wie achtzehn oder wie sechsunddreißig? Der Wahrheit die Ehre! Und Sie selber, für wie alt halten Sie sich? Haben Sie nicht auch schon —“ sie tippte lächelnd auf sein bereits etwas dünn gewordenes Haar.

„Also ich bin Ihnen zu alt? Deshalb Ihre Zurückweisung?“ fuhr er auf.

Sie schüttelte den Kopf. „Deshalb nicht, Herr v. Bilsing. Sie möchten für eine Frau von sechsunddreißig eher zu jung als zu alt sein. Ich habe Ihren Antrag reiflich überlegt. Bitte, nehmen Sie Platz — mir gegenüber, so — und ich mußte ihn, so viel Sympathie wir füreinander haben, abweisen, um Ihnen

und mir keine Enttäuschung zu bereiten. So stürmische Empfindungen, wie Sie für mich an den Tag legen, kann ich nicht erwidern. Nehmen Sie es mir nicht übel, aber Ihre Bukette, Ihre Verse und nun gar Ihr Kniefall — kann ich da etwas anderes tun, als lachen?"

„Aber ich verstehe Sie nicht, Frau Baronin. Gerade mit solchen Huldigungen hat sich doch Dagobert seinerzeit Ihr Herz erobert. Deshalb habe ich diesen Weg ja gerade eingeschlagen."

Die Baronin lachte von neuem. „Bester Alexander — wissen Sie, daß ich damals achtzehn war? Und jetzt bin ich sechsunddreißig!" fügte sie mit freundlicher Ruhe hinzu. „Man verheiratet sich mit sechsunddreißig Jahren eben etwas anders als mit achtzehn. Gewiß — damals hätte ich meinen lieben Dagobert auf der Stelle erhört, wenn er in seinem Antrag Worte gefunden hätte wie Sie in dem Ihren, und heute hätte ich sicherlich Ihre Werbung angenommen, wenn dieselbe in Ausführungen, wie er sie mir zuerst brieflich unterbreitete, gekleidet gewesen wäre. Alles am rechten Platze, mein Freund! Die Schwärmerei ist ein Vorrecht der Jugend. Ich sage Ihnen ganz offen: ich habe meinen Gemahl wahrhaft geliebt und aufrichtig betrauert, aber meine Ehe hat mir die Mutterfreuden versagt, mein Sehnen ward nicht ganz erfüllt. Ich bin also doppelt Witwe, und mein Herz verlangt nach einem Wirkungskreis, nach Anschluß und Liebe."

„Das alles hätten Sie doch bei mir gefunden, Gertrude!" rief der Freiherr bewegt.

„Davon bin ich überzeugt, Alexander. Ich habe Sie auch sehr gern — und Ihre Kinder so lieb wie eine wirkliche Mutter. Ich weiß gewiß, das tägliche Zusammensein und die Vertraulichkeit der Ehe würden

mit der Zeit meine Sympathie zu einer innigen Zuneigung verstärken, aber Sie haben den falschen Weg eingeschlagen. Mein Gemüt ist nicht etwa oberflächlicher geworden, sondern im Gegenteil erfahrener und ernster, aber die Leidenschaft der Empfindung ist einer vertiefteren Betrachtung der Dinge gewichen, und der kritische Verstand macht seine Rechte in bezug auf die Beurteilung des Lebens geltend. Ein Entschluß wie der, den Sie von mir fordern, ist in meinem Alter das Ergebnis einer eingehenden ernstlichen Erwägung, einer genauen Selbstprüfung und aufmerksamen Würdigung des anderen Teils. Wären Sie zu mir gekommen, um in diesem Sinne mir Ihren Wunsch zu unterbreiten, so wäre wahrscheinlich meine Antwort anders ausgefallen."

Alexander erhob sich freudig. „Dank für dies Wort, Gertrude, denn ich bin ja durchaus der gleichen Ansicht. Nur in der Form habe ich gefehlt, weil ich mir töricht schmeichelte, ein feiner Kenner des weiblichen Herzens zu sein. Aber glauben Sie mir, meine Liebe zu Ihnen gründet sich nicht auf einer romantischen Leidenschaft, nicht auf bloßem Wohlgefallen an Ihrer Person, sondern auf allen vernünftigen Erwägungen eines gereiften Mannes und Vaters. Nicht eine Geliebte begehre ich in Ihnen, sondern eine treue Gefährtin, eine Vorsteherin meines verwaisten Hauses, eine liebevolle Mutter für meine Kinder —"

„Das sind andere Worte, und jedes ist zehn Sträuße, zehn Kniefälle und zwanzig Paraderitte auf dem besten Renner Arabiens wert. Wenn Sie mir die Leidenschaft erlassen, die ich nicht fühlen kann, und mich selber darüber beruhigen, daß Sie als gereifter Mann und nicht als ‚Ritter von den duftenden Rosen' um mich werben, so bin ich über die Befriedigung, die ich

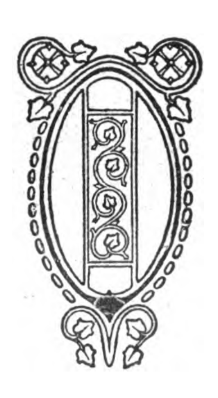
meinerseits in Ihrem Hause und an Ihrer Seite finden werde, völlig beruhigt. Wenn Sie also nach alledem noch entschlossen sind —"

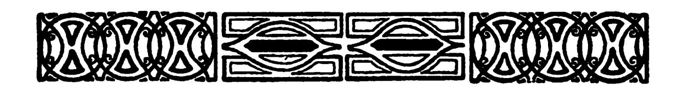
In jubelnder Aufwallung ergriff er ihre Hand, die sie ihm nicht verweigerte. „Gertrude — Sie wollen die Meine werden?"

„Sofern Sie meine Hand im vollen Bewußtsein meiner sechsunddreißig und Ihrer sechsundvierzig Jahre begehren —"

Er sprach kein Wort, sondern zog die sich nicht mehr Sträubende zu sich heran, drückte sie an seine Brust und küßte sie freudig bewegt auf die Stirn.

„Also doch mein!" flüsterte er mit bebender Stimme.





Am englischen Königshofe.

Von Alexander Cormans.

Mit 11 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Es ist bekannt, daß die verstorbene Königin Viktoria von England, die Mutter des jetzt regierenden Monarchen, durchaus keine Freundin fröhlicher und zwangloser Geselligkeit war. Nirgends in der Welt konnte es steifer und langweiliger zugehen als bei den Empfängen und Hoffesten während ihrer langen Regierungszeit. Die Beobachtung der teilweise recht altmodischen Etikettevorschriften war bei diesen von der vornehmen Gesellschaft mehr gefürchteten als geschätzten Veranstaltungen so peinlich gewissenhaft, wie es dem eigenartigen Wesen und dem stark ausgeprägten Majestätsbewußtsein der Königin entsprach. Außerdem waltete bei allem durch eben diese Etikettegesetze vorgeschriebenen äußeren Pomp namentlich in bezug auf die Bewirtung eine so weitgetriebene hausfrauliche Sparsamkeit, daß man gewöhnt war, einen Empfang der Königin oder einen Hofball viel eher unter die unvermeidlichen Übel als unter die Annehmlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens zu zählen.

Charakteristisch für die Anschauungen der gekrönten Dame ist die Anekdote, wonach sie einem jungen Offizier, der an der Hoftafel beim Gespräch mit seiner Nachbarin ein leises Auflachen nicht unterdrücken konnte, in verweisendem Tone erklärte: „Man geht nicht zu



Nach dem großen Empfang: Der König und die Königin.

Hofe, mein Herr, um sich zu amüsieren." Und wenn dies Geschichtchen auch vielleicht nur zu den gut erfundenen gehört, war es doch jedenfalls sicher, daß niemand, der mit einer Einladung zu Hofe beehrt wurde, sich Hoffnung auf irgendwelche angenehme Unterhaltung zu machen hatte.

Von einer Beteiligung an dem geselligen Leben des Hochadels war seit dem Tode ihres Gemahls für die Königin nicht mehr die Rede. Die Pflichten der Repräsentation nach dieser Richtung hin überließ sie ganz und gar ihrem Sohne, dem damaligen Prinzen von Wales, und man weiß, daß der äußerst lebenslustige Thronerbe einen nicht geringen Teil seiner heutigen Popularität der sehr weitherzigen Auffassung dieser Pflichten zu verdanken hat. Ein Prinz aber ist für den englischen Aristokraten durchaus nicht dasselbe wie ein König oder eine regierende Königin. Wie herzlich auch die Sympathien sein mögen, die man ihm entgegenbringt, und wie gern auch immer man ihn als einen bevorzugten Gast in seinem Hause willkommen heißt, so hoch schätzt man seine soziale Stellung doch nicht ein, daß man den ganzen Zuschnitt des gesellschaftlichen Lebens durch ihn bestimmen ließe. Der Prinz von Wales mochte zu Lebzeiten seiner Mutter tonangebend sein für die Mode in Hüten, Krawatten und dem Schnitt der Beinkleider, auf die Gestaltung der vornehmen Geselligkeit aber konnte er wenig oder gar keinen Einfluß gewinnen. Erst dem Augenblick seiner Thronbesteigung war es vorbehalten, durch die Schaffung eines glänzenden Mittelpunktes wieder einen großen und einheitlichen Zug in diese zerfahrene und zersplitterte Geselligkeit zu bringen.

Sobald die Schatten gewichen waren, die der Tod der Königin und der unselige Burenkrieg über das

höfische Leben geworfen, gaben die englischen Majestäten bekannt, daß sie gesonnen seien, fortan auch festliche



Erste Vorstellung bei Hofe.

Veranstaltungen ihrer vornehmsten Untertanen mit ihrer Gegenwart zu beehren. Damit war das Zauber-

wort gesprochen, das die Tore zahlreicher Adelspaläste, die bis dahin nur den Angehörigen eines kleinen, exklusiven Kreises geöffnet gewesen waren, für eine Geselligkeit großen Stiles erschloß. Die altenglische Gastlichkeit, die durch die Bildung zahlreicher, gegeneinander ängstlich abgeschlossener Zirkel fast zu einem Mythus geworden war, feierte eine glorreiche Auferstehung, und die sagenhaften Feste vergangener Tage, von deren verschwenderischer Üppigkeit man sich allerlei Wunderdinge zu erzählen wußte, erfuhren eine fast noch glanzvollere Wiederholung.

Der unermeßliche Reichtum der meisten englischen Adelsfamilien und die gewaltigen Vermögen, die durch die Heiraten amerikanischer Milliardärstöchter mit britischen Aristokraten in das Land gekommen waren, gestatteten diesen Bevorzugten ja eine Luxusentfaltung, wie sie in anderen europäischen Ländern nur einigen wenigen möglich gewesen wäre. Eine nicht geringe Anzahl der unter Beteiligung des Königspaares abgehaltenen Feste, von denen die gesellschaftliche Chronik der letzten Jahre berichten kann, werden an Pracht wohl kaum von einer Veranstaltung vergangener Tage übertroffen oder erreicht worden sein.

Konnte das Königspaar den offiziellen Hoffestlichkeiten aus mancherlei Gründen nicht dasselbe üppige Gepräge geben, so konnte es ihnen doch durch mancherlei Neuerungen wenigstens zum Teil den langweiligen Charakter feierlich ernsthafter Staatsaktionen nehmen, der sie so lange zu einem wahren Schrecken namentlich für die junge Welt gemacht hatte.

Die ersten Versuche zwar, die nach dieser Richtung hin gemacht wurden, erwiesen sich nicht als sonderlich glücklich. Als dann aber auf Anordnung und unter lebhafter Anteilnahme des Königs eine ganz neue



Nach dem großen Empfang: Der Prinz und die Prinzessin von Wales.

Ordnung für Empfänge und Hofbälle ausgearbeitet wurde, nahmen auch die höfischen Feste eine Gestalt



Copyr. W. & D. Downey.

Prinzessin Alexandra und Prinzessin Maud,
König Eduards Enkelinnen.

an, die das geflügelte Wort der Königin Viktoria von dem Ausschluß des „Amüsements" auf eine für die Beteiligten recht erfreuliche Weise zuschanden machte.

Die ehernen Schranken der Etikette freilich durften nicht durchbrochen werden, und hinsichtlich der Zulassung zu den großen Empfängen, den sogenannten



Die Herzogin von Buccleuch, Oberhofmeisterin der Königin.

„Drawing-rooms“, sind sie sogar noch erheblich enger gezogen worden.

Diese Empfänge dienen nämlich in der Hauptsache

der ersten Vorstellung jener Damen, die nach strenger Prüfung als „hoffähig“ anerkannt worden sind, und die durch diese Vorstellung einen Anspruch auf Einladung zu den Hofbällen oder zu den Gartenfesten des Königspaares erlangen. Im Gegensatz zu der sonstigen Strenge ihrer Anschauungen war die Königin Viktoria in bezug auf die Zulassung zu dieser Vorstellung höchst weitherzig. Es genügte, wenn die zu präsentierende Dame eine der Hofgesellschaft angehörige „Patin“ gefunden hatte, die in einem an den Lord-Kammerherrn gerichteten Briefe ihren Schützling empfahl und damit die Bürgschaft für seine Würdigkeit übernahm. Da es jeder zu solcher Empfehlung überhaupt Berechtigten freistand, so viele Damen bei Hofe einzuführen, als ihr beliebte, soll es sich ereignet haben, daß etliche ärmere Aristokratinnen aus der Übernahme derartiger „Patenstellen“ ein recht gewinnreiches Geschäft machten, zumal es in London niemals an reichen Amerikanerinnen fehlt, denen kein Opfer zu groß ist für die unschätzbare Ehre, sich vor einem gekrönten Haupte verbeugen zu dürfen und eines huldvollen königlichen Lächelns gewürdigt zu werden.

Die neue Hofordnung hat durch wesentlich verschärfte Bestimmungen diesen lohnenden Erwerbszweig abgeschnitten. Um den Reiz der Hoffestlichkeiten für die Eingeladenen zu erhöhen, sollte die Auswahl der Gäste fortan eine strengere und sorgfältigere sein. Zu diesem Zweck wurde verfügt, daß jede „Patin“ einen von dem Lord-Kammerherrn verabfolgten Fragebogen auszufüllen hat, der über Herkunft und persönliche Verhältnisse der Bewerberin allergenaueste und erschöpfendste Auskunft verlangt. Außerdem aber darf keine Dame der Hofgesellschaft öfter als einmal die Rolle einer Patin übernehmen, es sei denn, daß es für ihre eigenen Töchter oder Schwiegertöchter geschähe.

Hat eine mit großer Gewissenhaftigkeit vorgenommene Prüfung der auf dem Fragebogen enthaltenen Angaben die Hofwürdigkeit der Aspirantin ergeben, was neuer-



Copyr. Lafayette.

Lady Londonderry, Hofdame der Königin.

dings durchaus nicht immer der Fall ist, so werden der Glücklichen zwei Karten zugestellt, von denen sie am Tage des Empfanges die eine am Fuß der Treppe

des Buckinghampalastes abzugeben und die andere dem Lord-Kammerherrn einzuhändigen hat, damit er bei der Vorstellung vor den Majestäten ihren Namen ablesen kann. Mit der Zeremonie der Vorstellung hat die Dame alsdann das Recht erworben, sich ohne besondere Einladung zu jedem „Drawing-room" einzufinden und innerhalb einer Zeitspanne von je drei Jahren einmal die Einladung zu einem Hofball oder einer „Gardenparty" — Gartenfest — zu erwarten. Diese Einladung erfolgt jedoch nur dann, wenn sich die nach Hofluft Dürstende pünktlich am 1. Januar des von ihr gewählten Jahres zur Vormerkung meldet. Ausnahmen zugunsten bevorzugter Personen werden nur auf ausdrücklichen Befehl des Königs gemacht.

Natürlich ist für die Vorstellung eine besondere Toilette vorgeschrieben, und unter der Regierung der Königin Viktoria soll es sich gar nicht selten ereignet haben, daß die eine oder die andere Bewerberin zu ihrer tiefen Beschämung vor Erreichung des heiß ersehnten Zieles umkehren mußte, weil ihre Kleidung vor dem streng prüfenden Blick der Herzogin von Buccleuch, der Oberhofmeisterin der Königin, nicht zu bestehen vermochte, wäre es auch nur insofern gewesen, als der einzig hoffähige runde Taillenausschnitt nicht die unverbrüchlich vorgeschriebene, für magere Personen oft recht verhängnisvolle Tiefe hatte. Zwar waltet die Herzogin noch immer als eine der gefürchtetsten Persönlichkeiten des Hofstaates ihres verantwortungsvollen Amtes, und sie gilt mit Recht als eine unbeugsam starre Vertreterin der „konservativen" Richtung, aber die geübte Praxis soll auf Wunsch der Königin doch eine etwas mildere geworden sein.

Während der Viktoriaepoche des englischen Hoflebens war mit dem letzten Knicks der letzten Debü-

tantin das von einem „Drawing-room“ zu erwartende Vergnügen völlig erschöpft, und ein Anlaß zu irgend welcher Bewirtung war nach der Meinung der hohen



Copyr.
Lallie Charles.

Herzogin von Sutherland.

Festgeberin um so weniger vorhanden, als sie es liebte, diese feierlichen Empfänge in den frühen Vormittagsstunden abzuhalten. König Eduard aber hat sie wiedcr

auf den Abend verlegt, und er bietet den Erschienenen nach beendigter Zeremonie eine Fülle ausgesuchter leiblicher Erfrischungen, die in drei Sälen des Palastes serviert werden, und bei deren Einnahme es um so heiterer und zwangloser herzugehen pflegt, als die Damen sich dabei der Wiedervereinigung mit ihren Vätern, Gatten oder sonstigen Kavalieren erfreuen dürfen, denen bei einem „Drawing-room“ lediglich die bescheidene Rolle des Begleiters zufällt.

Das „große Ereignis“ der Londoner Gesellschaftssaison ist in der Regel der erste Hofball, der fast immer zu Ehren eines besonders hohen Besuchers veranstaltet wird. Sein Schauplatz ist der große Festsaal im Buckinghampalast, der im verflossenen Jahre vollständig neu hergerichtet wurde, und der mit seinen weißen, nur durch zwei Gobelins von nahezu unschätzbarem Werte geschmückten Wänden, seinen Kristallkronleuchtern und seinen vergoldeten Sitzmöbeln den denkbar vornehmsten Rahmen für eine im größten Stile gehaltene Festlichkeit abgibt. An der einen Schmalwand befindet sich die Galerie für die königliche Musikkapelle, und ihr gegenüber erhebt sich eine Estrade mit den rot gepolsterten Goldsesseln für die königliche Familie und ihre erlauchten Besucher. Nachdem sich um elf Uhr die geladenen Gäste versammelt haben, hält unter Vorantritt eines Herolds das von dem großen Hofstaat gefolgte Königspaar seinen Einzug, um nach huldvoller Begrüßung der Anwesenden auf der Estrade Platz zu nehmen. Unmittelbar darauf wird der Ball mit einer Quadrille eröffnet, an der nur die vornehmsten von den erschienenen Ballgästen teilnehmen — außer der königlichen Familie und ihren Besuchern in der Regel nur die am britischen Hofe beglaubigten Botschafter und Gesandten mit ihren Damen und die Intimen

des Königspaares, als die zurzeit etwa die Herzoginnen von Sutherland, Portland und Westminster, sowie die Ladies Londonderry, de Grey und Londesborough zu nennen sein würden. Auch bei einer so hochoffiziellen und feierlichen Aktion, wie es diese Staatsquadrille ist, sollen sich zuweilen kleine Menschlichkeiten ereignen, wie zum Beispiel vor gar nicht langer Zeit bei dem Besuche des französischen Präsidenten Fallières, dem die hohe Ehre zugedacht war, mit der Königin zu tanzen, und der in einiger Verlegenheit auf die Annahme dieser Gunst verzichten mußte, weil er, wie er sagte, noch nie in seinem Leben getanzt habe und sicherlich nur aller Welt im Wege sein würde. — Mit der Beendigung der ersten Quadrille ist der Tanz ohne jede Einschränkung allen Anwesenden freigegeben. Die Damen der königlichen Familie werden natürlich, ebenso wie an anderen Höfen, nicht aufgefordert, sondern wählen ihre Tänzer selbst und lassen sie durch Hofbeamte von der ihnen zugedachten Auszeichnung in Kenntnis setzen.



Copyr. Lafayette.

Herzogin Marlborough.

Von dem bestrickenden Glanz des Bildes, das die auf einem solchen Londoner Hofball vereinigte Gesellschaft darbietet, kann man sich unter bloßer Zuhilfenahme der Phantasie nur schwer eine Vorstellung machen. Die von den Damen des englischen Hochadels zur Schau getragenen Juwelen repräsentieren an solchen Abenden ein Kapital, das jeder Schätzung spottet. Verfügt doch manche Herzogin oder Gräfin aus altem Geschlecht über Kleinodien, die in jedem Kronschatz ihre Stelle finden könnten. Schon der brillantenfunkelnde kronenartige Kopfschmuck, den — je nach ihrem Range verschieden gestaltet — die britischen Aristokratinnen bei derartigen Gelegenheiten tragen, gewährt im Lichte der zahllosen elektrischen Lampen einen geradezu märchenhaften Anblick.



Copyr. Lafayette.

Lady de Grey,
eine Freundin der Königin.

Auch diese elektrische Beleuchtung stellt übrigens eine Neuerung dar, zu der sich die Königin Viktoria schwerlich jemals entschlossen haben würde. Zu ihrer Zeit gab es im Ballsaal des Buckinghampalastes nichts als Wachskerzen, deren warm goldiger Schein auf ein künstlerisch geschultes Auge wohl vornehmer und erfreulicher wirken mochte als die blendende Helligkeit

von heute, die aber in dem schlecht gelüfteten Saale, namentlich bei Festen, die noch in die mildere Jahreszeit fielen, schon im Verlauf der ersten Stunde eine kaum erträgliche Hitze und Luftverderbnis zu erzeugen pflegten.



Copyr. H. Walter Barnetta.

Lord Archibald Campbell.

Übrigens muß zugestanden werden, daß auch die Herren der Schöpfung viel zu der malerischen Gesamtwirkung des lebendigen Gemäldes beitragen. Nicht nur die goldstrotzenden, ordengeschmückten Uniformen der Diplomaten und Offiziere sind es, die starke und kräftige Töne in das farbenreiche, glitzernde Gewoge bringen, sondern auch die malerischen Nationaltrachten, denen man ähnlich bei den Festlichkeiten anderer Höfe nur selten begegnet. Einige indische Fürsten in fabelhaftem Juwelenschmuck machen sich beinahe jedesmal durch ihre auffallende Erscheinung bemerklich, wenn sie sich auch zumeist in der Rolle würdevoll zurückhaltender Zuschauer gefallen und am Tanze nicht teilnehmen. Eine Ausnahme macht der bei den jungen Damen der englischen Aristokratie in hoher Gunst stehende, glut-

äugige Maharadscha von Katsch-Bihar, der sogar den ehrenvollen Ruf des besten Walzertänzers bei Hofe genießt. Etliche Herren des schottischen Adels, wie Lord Archibald Campbell, Lord Kinnoull, der Herzog von Atholl und andere, lieben es, in schottischer Hochlandtracht zu den Hoffestlichkeiten zu erscheinen; und wo immer die Etikette es ihm gestattet, legt König Eduard selbst die Oberstenuniform seines Hochländerregiments an, die ihn vortrefflich kleidet.

In weniger prunkendem, aber desto reizvollerem natürlichen Rahmen entfalten sich die von dem Königspaar in Windsor gegebenen Gartenfeste, von deren lebhaftem Treiben man sich einen Begriff machen mag, wenn man erfährt, daß mitunter sieben- bis achttausend Personen dazu „befohlen“ werden.

Der von hervorragenden Mitgliedern der Gesellschaft veranstalteten Feste, auf denen der König und die Königin als Gäste erscheinen, ist schon oben Erwähnung geschehen. Hier feiert freigebige und liebenswürdige Gastfreundschaft ihre höchsten Triumphe. Der in Marlborough-House residierende jetzige Prinz von Wales freilich hat es bisher nicht verstanden, sich im gesellschaftlichen Leben die Rolle zu sichern, die einst sein Vater in demselben spielte, wie überhaupt der jetzige Thronerbe an Beliebtheit hinter dem einstigen weit zurücksteht. Auch die Damen der königlichen Familie treten, mit Ausnahme der Königin selbst, wenig hervor. Von den Enkelinnen des Königspaares würde Prinzessin Alexandra, die älteste Tochter des Herzogs von Fife, in diesem Jahre das große Ereignis ihres Eintritts in das gesellschaftliche Leben zu verzeichnen haben, aber sie ist von so zarter Gesundheit, daß sie vorerst wahrscheinlich nur in den kleinen, intimen Zirkeln befreundeter Familien anzutreffen sein wird.

Für eines der gastlichsten Häuser gilt das der schönen Herzogin von Sutherland, deren bezaubernde Anmut und Liebenswürdigkeit eine Einladung zu ihren Festen für jeden damit Beehrten zu einem ganz be-



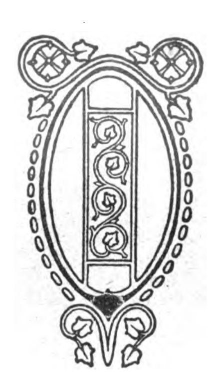
Copyr. W. & D. Downey.

Der Maharadscha von Katsch-Bihar.

sonderen Vergnügen machen. Hier findet sich wohl auch der König am häufigsten und liebsten ein, während die Königin eine erklärte Vorliebe für die einfacheren Veranstaltungen im Hause der Lady de Grey, ihrer vertrautesten persönlichen Freundin, hat. Eine Besonderheit der großen Soireen und Bälle im Palast

der Herzogin von Sutherland ist es übrigens, daß die Herren, den König inbegriffen, dort ausnahmslos nur im Frack erscheinen.

Das größte Wohlgefallen an dieser neu eingeführten Sitte hat vermutlich der Botschafter der Vereinigten Staaten von Nordamerika, der in seinem schlichten und republikanisch ordenslosen Gesellschaftsanzuge bei allen anderen Festlichkeiten unter den goldbetreßten und besternten Uniformen eine durch ihre Einfachheit auffallende Figur macht. Bei Hofbällen statt der langen Beinkleider Kniehosen, schwarzseidene Strümpfe und Schnallenschuhe anzulegen, hat allerdings auch dieser „Sohn eines freien Landes" bereits über sich gewonnen.





Die Hand der Barbara Uth.

Novelle von F. C. Oberg.

Wir saßen in der großen Veranda mit den bequemen Korbmöbeln.

Aus der Tiefe des benachbarten Zimmers, von der Decke herab, aus den Wandnischen heraus spann sich das Dunkel und wob feine wallende Schleier um uns.

Die großen Verandafenster standen wie dunkelblaue, durch das Dämmern mit mattem Leuchten schimmernde Vierecke in der weichen, stumpfen, ebenen Dunkelheit der Wände.

Die Umrisse unserer Gestalten waren kaum erkennbar, nur die Kleider der jungen Mädchen und die zarte helle Gestalt der jungen Frau vom Hause leuchteten ganz matt.

Wir hatten von allerlei geheimnisvollen Geschichten, aufgeklärten und ungelösten, gesprochen. Eingesponnen vom Reiz des Übernatürlichen und vom Zauber der Dämmerung saßen wir nun schweigend und nachdenklich beieinander.

Wie um den Bann zu brechen, hob die Hausfrau die Hand zum Lichthebel.

Da hielt eines der jungen Mädchen den erhobenen Arm zurück und sagte bittend: „Liebe gnädige Frau — noch kein Licht! Es ist so reizvoll so, und ich möchte

so gern, daß noch mehr Gespenstergeschichten erzählt würden."

Einen Augenblick lang antwortete niemand, dann sagte Fräulein v. Caub, eine Dame in der Mitte der Vierzig etwa, eine sympathische Erscheinung, deren kluges, lebhaftes Gesicht und deren besonders klangvolle und weiche Altstimme für mich von vornherein von Interesse gewesen war: „Gespenstergeschichten! Das ist ein Ausdruck, den ich gar nicht mag. Es liegt Geringschätzung und Unglaube darin, und doch meint man Dinge damit, die meist bitter ernsthaft sind."

„Heißt das, liebes Fräulein v. Caub," nahm die Hausfrau das Wort, „daß Sie an solche Geschichten glauben? Sind Sie etwa eine Anhängerin des Okkultismus?"

Fräulein v. Caub antwortete nicht direkt. „Vielleicht haben Sie gemerkt," sagte sie, „daß ich mich vorhin gar nicht an Ihrem allseitigen Gedankenaustausch beteiligt habe. Ich konnte es nicht. Heute morgen bekam ich einen Brief, der mich aufs tiefste erschüttert hat. Ich stehe den ganzen Tag unter dem Eindruck dieser Nachricht, die endlich, nach mehr als zwanzig Jahren, ein Geheimnis gelichtet hat, dessen Lösung ich in gewisser Weise zwar ahnen, aber doch nie wirklich erraten konnte. — Sie fragen mich, ob ich an Erscheinungen oder — um Ihren Ausdruck zu gebrauchen — an ‚Gespenstergeschichten' glaube? Die Antwort ist einfach — ich habe sie erlebt!"

Sie hatte mit steigender Wärme gesprochen, und wenn jene verhaltene Erregtheit ihre schöne Stimme durchzitterte, bekam ihre Art zu sprechen geradezu etwas Hinreißendes.

„Erzählen Sie uns das doch!" bat eines der jungen Mädchen schüchtern.

„Ich will es gern tun," sagte Fräulein v. Caub, „obgleich ich weiß, daß Sie mir vielleicht nicht glauben werden. Aber gleichviel, ich bin weit davon entfernt, Sie beeinflussen zu wollen. Ich war in meiner Jugend so wie Sie von fröhlicher Zweifelsucht erfüllt, und ich überlasse es Ihnen auch jetzt noch gern, das, was ich Ihnen mitteile, zu glauben oder nicht. Was ich damals erlebt habe, habe ich nie vergessen, dazu war es zu gewaltig, aber seit jener Brief heute morgen mich plötzlich über alle Zusammenhänge, die zwischen einer erschütternden Tragödie eines längst vergangenen Jahrhunderts und meinen eigenen Erlebnissen bestehen, aufgeklärt hat, ist mir, als seien alle jene Ereignisse erst gestern gewesen. Noch zittert die Erregung von heute morgen in mir nach, und vielleicht ist es mir selbst eine Wohltat, wenn ich Ihnen die Geschichte erzähle. Eine ganz kurze ist es freilich nicht, und ich weiß nicht, ob es Ihnen nicht vielleicht zu lange dauern wird —"

„Wir haben Zeit," gab die Hausfrau der allseitigen Meinung Ausdruck, „und ich will Bescheid geben, daß wir ungestört bleiben."

Fräulein v. Caub schwieg, wie um sich zu sammeln. Dann, als die Frau vom Hause zurückgekehrt war, begann sie.

Sie erzählte durchaus nicht ungestört, sondern mit manchen freiwilligen und unfreiwilligen Unterbrechungen: Ausrufe, Fragen, Pausen — all das versteht sich bei einer Erzählung wie die des Fräuleins v. Caub von selbst; aber es würde nur den Zusammenhang unnötig zerreißen, sollten alle diese Einzelheiten wiedergegeben werden.

„Eine Jugendfreundin von mir, die wie ich einer holsteinischen Familie entstammte, hatte sich nach Lübeck verheiratet. Der einzige Sohn aus einem Patrizier-

geschlecht hatte sie vor etwa einem Jahr in das alte Haus seiner Väter und Vorväter im Herzen der Stadt heimgeführt. Ich war in der Zeit vor der Verlobung und in der Brautzeit viel mit den beiden zusammen gewesen und hatte ehrliche Zuneigung zu dem liebenswürdigen jungen Konsul Baering gefaßt. So schwer die Trennung von Maria mir auch wurde — ich wußte, daß ihr ganzes Glück an der Vereinigung mit Gerhard Baering hing, denn es war eine echte Neigungsheirat — so hatte ich mich in dies Scheiden eben finden müssen.

Nachdem ich eine Zeitlang nichts von Maria gehört hatte, bekam ich unerwartet einen Brief vom Konsul Baering aus Holland, in dem er mich bat, seine Frau in Lübeck auf längere Zeit zu besuchen. Maria erwartete ihr erstes Kind. Es war dem Konsul sehr schwer geworden, sie in dieser Zeit allein zu lassen, aber die Geschäftsreise war unaufschiebbar notwendig gewesen, und um Maria, die so wie so zu Grübeleien neigte, nicht völlig ihren Gedanken zu überlassen, bat er mich, zu ihr zu reisen. Maria, die früh verwaist bei Verwandten aufgewachsen war, war eine verschlossene, stille Natur, und Konsul Baering mochte wohl wissen, daß ihr gerade in dieser Zeit nur die Gesellschaft eines ihr wirklich vertrauten Menschen nützen konnte.

Freilich, weder Maria noch irgend jemand sonst im Hause Baering wußte von meinem Kommen, weil der Konsul vorausgesetzt hatte, daß Maria in jener mutlosen Müdigkeit, die mit ihrem Zustand zusammenhing, nichts von Gästen — und seien es noch so nahestehende — hätte wissen wollen.

So reiste ich denn meiner vielleicht etwas sonderbaren Aufgabe, der ich mich mit einer fast schmerzlichen Innigkeit hingeben wollte, entgegen.

Meine Ankunft in dem Baeringschen Hause war

zuerst ganz so, wie es so oft mit klüglich ausgedachten und falsch zustande gekommenen Überraschungen zu gehen pflegt.

Das alte Familienhaus stammte aus der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, der prachtvolle, schlichtgeschweifte Giebel trug die Jahreszahl 1665. Trotz mancher baulichen Anordnungen hatte das Haus seinen ursprünglichen Charakter bewahrt. Durch die Haustür und die gleich darauf folgende, mit großen Glasscheiben versehene Zwischentür kam man auf eine riesige, mit großen Steinfliesen gepflasterte Diele. Hier sah es bei meiner Ankunft schrecklich aus. In den beiden großen Fremdenzimmern, die rechts und links vom Eingang zu ebener Erde lagen, wurde der Fußboden aufgerissen und neu gelegt, weil man Schwamm entdeckt hatte und diesen natürlich sofort beseitigen mußte. Das war erst seit zwei Tagen im Gange, und so hatte der ahnungslose Konsul selbst keinen Begriff von der Unruhe, die diese Entdeckung in das Haus getragen hatte.

Die beiden Fremdenzimmer waren die einzigen Wohnzimmer im Erdgeschoß, das außer der großen Diele nur noch die Küche, Vorratsräume und Mädchenkammern enthielt. Die Kontorräume des Konsuls Baering lagen in einem Seitenflügel, der mit seinen breitbogigen Fenstern und seinen verwitterten Mauern einer noch früheren Zeit entstammte. Wie ich erfuhr, war er als verwendbarer Rest eines früheren Stammhauses der Baerings — etwa von 1540 oder 1550 her — bei der Errichtung des jetzigen stehen geblieben und als Seitenflügel benützt worden. Jetzt brauchte man nur das Erdgeschoß zu Kontorzwecken; der erste Stock dieses Flügels war völlig unbewohnt. Der vordere, sehr große Saal, den er, sowie ein kleineres dahinter

liegendes und nur durch diesen zu erreichendes Zimmer, enthielt, war sogar beständig verschlossen. Die Familie Baering, die nie sehr zahlreich gewesen war, fand ja hinreichend Wohn- und Schlafzimmer in den übrigen weiten Räumen des ersten Stockes, da man den zweiten Stock des Haupthauses sowohl wie des Seitenflügels ganz und gar zu Lagerzwecken benutzte ...

Verzeihen Sie mir," unterbrach sich die Erzählerin, „daß ich Ihnen mit diesen wohl etwas langen baulichen Erörterungen komme. Aber es ist nötig, daß Sie einen ungefähren Begriff von den räumlichen Verhältnissen des Hauses haben, aus dessen Geschichte ich Ihnen ein so seltsames und so erschütterndes Kapitel erzählen will. Hören Sie weiter.

Marias anfängliche Bestürzung über meine unerwartete Ankunft verwandelte sich zu meiner Beruhigung schnell in herzliche Freude.

Zwischen Lachen und Weinen hing sie an meinem Hals. ‚Daß du es bist! Daß du es bist!' wiederholte sie immer wieder. ‚Das macht mich ja so glücklich!' Gleich darauf rief sie mit heller Stimme in den Flur hinaus: ‚Valborg! Valborg!'

Die Gerufene, die schnell herbeikam, war eine matronenhafte Frau, die vor vielen Jahren mit des Konsuls Großvater aus Dänemark gekommen war und nun schon seit Jahrzehnten den Baerings in treuer Anhänglichkeit diente. Auch jetzt war sie, sozusagen als Verwalterin, der jungen Frau eine treue Stütze, ja fast eine mütterliche Vertraute.

Ich kannte diese Valborg aus Marias Briefen, sogar schon aus Gerhard Baerings Erzählungen von der Brautzeit her, und stets hatte man sie mir als Muster aller menschlichen Tugenden im allgemeinen und aller weiblichen Vorzüge im besonderen geschildert.

Zu meinem Bedauern wurde mir aber nun ein merklich zurückhaltender Empfang von ihrer Seite zuteil. Sie sah mich mit ihren hellen Augen, die so sonderbar jung und klar in dem vollen, freundlichen, von vielen Falten durchfurchten Gesicht standen, sehr prüfend an und begnügte sich mit einer knappen und ziemlich undeutlichen Begrüßung, die in sonderbarer Weise die Mitte hielt zwischen Zurückhaltung und pflichtschuldiger Freundlichkeit.

Maria sah sie einen Augenblick lang ganz betroffen an, dann sagte sie lächelnd: ‚Valborg, hast du denn Wirtschaftssorgen?‘ Dann, zu mir gewandt, fuhr sie fort: ‚Schrecklich das mit dem Schwamm — nicht wahr? Aber sei ohne Sorge, auf die Straße brauchst du deshalb nicht, wenn ich dich auch leider nicht in einem der Fremdenzimmer unterbringen kann. Da ist ja noch der Seitenflügel. Das Zimmer entspricht dem Hauptkontor unten, ist also sehr groß — das wird sich gut einrichten lassen.‘ Das letzte hatte wieder Valborg, die mit einem sonderbaren Ausdrucke von Undurchdringlichkeit dastand, gegolten. Nun wandte Maria sich mit einem halb verlegenen Ausdruck mir wieder zu: ‚Es ist ja komisch, aber du mußt wissen, Hedwig, daß ich das Zimmer selbst auch noch nicht kenne. Es ist immer verschlossen; ich habe Gerhard verschiedentlich gebeten, es mir zu zeigen, das sollte auch immer mal sein, aber, wie's zuweilen so geht, weißt du, einmal war der Schlüssel fort, dann waren wir monatelang auf Reisen, kurz und gut — aber, Valborg, jetzt muß das Zimmer aufgeschlossen und für Fräulein v. Caub zurechtgemacht werden.‘

Valborg war auf Maria zugetreten und hatte mit einem Ausdruck von zarter Mütterlichkeit den Arm um ihre Gestalt gelegt, und so die junge Frau halb wider

Willen vom Vorflur ins Wohnzimmer zurückführend sagte sie freundlich mit ihrer dänischen Aussprache, die die S-Laute so scharf, das A so trübe, das R so aus der untersten Tiefe der Kehle zu holen scheint: ‚Frau Maria, seien Sie unbesorgt! Es kommt alles in Ordnung. Überhaupt, es ist ja unten alles bald wieder zurecht, und für einige Tage nimmt Fräulein v. Caub wohl fürlieb. Sie sollen sich jedenfalls nicht aufregen und ruhig im Zimmer bleiben. Ich sorge für alles.‘

Ich erinnere mich noch heute des Befremdens, mit dem mich die Szene erfüllte. Ein Zimmer, das die Frau des Hauses nicht kannte, obgleich sie vor einem vollen Jahr als Herrin hier eingezogen war? Ein Zimmer, das, obgleich es bequem gelegen war, beständig verschlossen, also nicht nur unbenützt, wie ich zuerst geglaubt, sondern völlig kaltgestellt war?

Da kam schon Valborg, die Tür sogleich hinter ihrer Herrin schließend, auf mich zu. ‚Ich habe Frau Maria gesagt, sie sei jetzt zu erregt und müsse Ruhe haben. In einer Stunde oder einer halben können Fräulein v. Caub mit ihr sprechen.‘ Dann, mir vorausschreitend, sagte sie kurz, aber freundlich: ‚Kommen Sie mit, bitte. — Hier wohne ich,‘ fuhr sie dann fort, vor einer Tür stehen bleibend, ‚und hier‘ — sie zeigte auf eine Tür, die der Kontortür unten entsprach, also den Eingang zum Seitenflügel, den man rechts an die Rückfront des Haupthauses hatte anschließen lassen, ausmachen mußte — ‚hier ist das Zimmer, in dem Fräulein v. Caub wohnen wird.‘

Einen Augenblick lang blickten ihre klaren Augen wieder ernst und forschend in die meinen.

Dann fuhr sie in gewöhnlichem Ton fort: ‚Ich werde alles zurechtmachen, aufschließen und lüften, und Fräulein v. Caub wird Bescheid geben, daß das

Gepäck heraufkommt — hierher, auf den Vorplatz. Für das übrige sorge ich.‘

Ich wollte gehen. Da schien sie einem unschlüssigen Schwanken schnell ein Ende zu machen, öffnete mit großer Bestimmtheit ihre Zimmertür und bat mich, bei ihr einzutreten, was ich mit einigem Befremden auch tat.

‚Fräulein v. Caub,‘ sagte Valborg ernst, ‚es ist nicht gut, daß Sie gerade jetzt kommen, da niemand unten wohnen kann, denn dort‘ — sie machte eine Bewegung mit dem Kopf — ‚kann auch niemand wohnen. Das Zimmer hat eine Erscheinung.‘

Ich hätte beinahe aufgeschrieen — nicht vor Schreck, sondern vor Freude. ‚Heißt das, daß es dort umgeht, Valborg?‘ fragte ich eifrig. ‚O, dann muß ich entschieden dort wohnen! Was für ein Glück!‘

Valborg unterbrach mich. ‚Sie glauben nicht daran?‘ fragte sie.

‚Nein, sicher nicht, Valborg!‘ sagte ich fröhlich. ‚Wenigstens nicht eher, als bis ich die sogenannte Erscheinung selbst gesehen habe, und das kann lange dauern, denn ich gehöre nicht zu den Leuten, die befähigt sind, Gespenster zu sehen. Ich sehe keine Dinge, wo keine sind.‘

‚Ich auch nicht,‘ erwiderte Valborg mit demselben ruhigen Ernst. ‚Aber dort sind wirklich Dinge, die man sieht, obwohl man sie nicht greifen kann. Ich wollte darum vorschlagen, daß Fräulein v. Caub nur zum Schein dort‘ — wieder die Kopfbewegung — ‚wohnt, und in Wirklichkeit hier bei mir. Es darf's aber niemand wissen, außer uns beiden. Frau Maria weiß es nicht — überhaupt niemand im Hause, daß jenes Zimmer die Erscheinung hat — das wissen nur Herr Gerhard und ich. Darum ist das Zimmer verschlossen, und Frau

Maria darf es nicht sehen — nie, niemals, am allerwenigsten jetzt. Wir müssen sehr, sehr vorsichtig sein, daß sie — ohne es zu merken — verhindert wird, in Ihr Zimmer zu kommen.‘

‚Valborg,‘ sagte ich freundlich, wenn auch wohl ein wenig von der Höhe meines aufgeklärten Standpunktes herab, ‚Maria darf in keiner Weise beunruhigt werden, das ist richtig. Darum will ich tun, was Sie sagen. Was aber mich selbst anbetrifft — nun, ich bin nicht so hasenfüßig und bin schrecklich begierig, die Bekanntschaft eines richtigen Gespenstes zu machen.‘ Valborg wollte etwas entgegnen, aber ich fuhr, ohne sie zu Worte kommen zu lassen, fort: ‚Ich will gar nicht wissen, ob das Gespenst männlich oder weiblich ist, ob es lacht oder weint, sondern ich will ganz einfach in mein Geisterzimmer einziehen, und ich bin höchst gespannt, ob ich etwas sehe oder höre von einem Besuche aus dem Jenseits.‘

Valborg schien mir nicht mehr zugehört zu haben. Gedankenverloren sah sie vor sich hin und murmelte: ‚Gerade jetzt, gerade jetzt!‘ und dabei rannen langsam zwei helle Tränen über das alte Gesicht.

‚Aber Valborg!‘ sagte ich betroffen.

Sie sah mich aus den feuchten Augen ernst an und sagte: ‚Gott sei uns allen gnädig!‘

Halb bestürzt, halb ärgerlich über solche Gespensterfurcht ging ich hinaus.

Maria war abgespannt und lag den ganzen Nachmittag auf ihrem Ruhebett. Ich war bemüht, ihr eine fröhliche, unbefangene Gesellschafterin zu sein. Als ich ihr endlich Gutenacht sagte, wollte sie mich durchaus in mein Zimmer bringen, weil sie doch sehen müsse, wo ihr lieber Gast denn eigentlich schlafe.

‚Lieber heute nicht, Maria,‘ bat ich sie. ‚Du weißt,

Valborg sorgt für alles, und du sollst dich ruhig verhalten.'

Maria fügte sich denn auch, vielleicht, weil sie wirklich müde war, vielleicht — weil alles so kommen mußte, wie es kam.

Am Eingang meines Zimmers wartete Valborg auf mich. Ich empfand in diesem Augenblick ihre beständige Fürsorge wie etwas Überflüssiges, fast Anmaßendes.

,Es ist alles in Ordnung,' sagte die alte Frau, und der traurige Ausdruck ihres Gesichts rührte mich so, daß meine Ungeduld wieder verflog.

,Also gute Nacht, Valborg, und Dank für alles!' sagte ich herzlich, und mit der Wärme, in der zwei vertraute Bundesgenossen verkehren, fuhr ich fort: ,Wenn mir graulich wird, komme ich zu Ihnen.'

Mit einer Entschlossenheit, die gerade durch die Art, in der ich sie betonte, wohl eine gewisse ängstliche Aufgeregtheit verraten mochte, klinkte ich die hohe weiße Tür auf und ging hinein.

Das Zimmer war außerordentlich geräumig.

An der Längswand, links von der Tür, die etwa die Mitte der vorderen Querwand einnahm, waren zwei hohe, große, weitbogige Fenster, die jetzt mit prachtvollen, dunklen Vorhängen verhängt waren. An derselben Wand, tiefer im Zimmer und mit dem einen Ende schon die hintere Querwand berührend, stand das mächtige Bett. Ihm gegenüber, also an der rechten Längswand, befand sich ein Sofa mit einem großen, ovalen, mit dunkelgrüner schwerer Decke überhängten Tisch, der zwei schöne Handleuchter trug, deren brennende Kerzen den weiten Raum mit nicht übermäßiger, aber lebendiger Helle füllten.

Seitlich von Tisch und Sofa, an der rechten Längswand — etwa dem einen Fenster in schräger Richtung

gegenüber — hing ein herrlicher alter venezianischer Spiegel, wundervoll facettiert und mit reicher Glasrahmung. Ein schmales, schlankfüßiges Rokokotischchen stand darunter.

Ich war nicht geschult genug, um beurteilen zu können, ob die einzelnen Teile der Einrichtung zueinander paßten; ich glaube eigentlich, daß die Erzeugnisse verschiedener Jahrhunderte hier zusammengefügt waren. Jedenfalls war der schöne Marmorwaschtisch, der wieder rechts seitlich vom Spiegel stand, aus einer späteren Zeit wie das Tischchen unter dem Spiegel, der seinerseits wohl, wie etwa das Bett und die Leuchter, das Vorrecht im Alter beanspruchen konnte.

Die Ecke der rechten Längswand und der Querwand, in der die Tür war, wurde breit und wuchtig durch einen großen Kamin ausgefüllt, dessen grüne Kacheln und schönes Schmiedeeisen wohl manches kunstliebende Auge hätten fesseln mögen. Neben dem Tisch, am Fenster und neben dem Kolossalbett standen einige hochlehnige, breite Stühle.

Einen anderen Ausgang als den, durch den ich hereingekommen war, schien das Zimmer nicht zu besitzen. Gab es aber dennoch eine Tür zu einem weiter hinten liegenden Raum, so mochte sie durch Möbel verstellt oder durch Wanddekorationen verdeckt sein. Ich habe das nie untersucht, weil es gänzlich ohne Bedeutung war.

Es ist mir noch gut erinnerlich, daß die Wände halbhohe, schlichte Panellierung besaßen und oberhalb dieser mit einer stark gedunkelten lederartigen Tapete bekleidet waren. Decke und Fußboden waren schlicht, aber sehr schön ausgelegt.

Natürlich übersah ich all dieses nicht sofort, und wenn mir jetzt der ganze Raum im Gesamteindruck sowohl

wie in den Einzelheiten so deutlich vor Augen steht, ist das wohl mehr der Summe vieler nach und nach gewonnenen Eindrücke zu danken.

Das Zimmer war entschieden aufs beste gelüftet, aber — war es nun die Höhe und Weite des Raumes, die Geräumigkeit der Flächen, die selbst durch die großen, schweren Möbel so wenig beeinflußt wurde, war es das mir so ungewohnte Bild der ganzen Einrichtung — ich glaubte, eine befremdliche, beklemmende Luft zu atmen, ich fühlte mich unfrei und benommen und suchte vergebens nach dem fröhlichen Mut, der mich noch vor zwei Minuten erfüllt hatte.

So stand ich nun beklommen in der vorderen Hälfte des Raumes und sah mich mit scheuen Blicken um. Wie, wenn ich Valborg doch erst lieber nach näherer Erklärung gefragt hätte? Dann aber besann ich mich eines Besseren. Das wäre ja so gut wie überzeugter Glaube gewesen, wenn ich mich schon jetzt besiegt gab. Ich ertappte mich da auf einer schreienden Inkonsequenz, und wenn ich so weiter machte und mich in Furchtsamkeit hineinredete, würde es mir wohl nicht schwer fallen, wirklich Gespensterdinge zu sehen und zu hören.

Ich lachte mich selbst aus, nahm meine Beklommenheit von der komischen Seite und fühlte mich nun wieder frei. Vergnügt und wie erleichtert, geradezu von einer Art dankbarer Begeisterung über die Romantik, in die ich so unvermutet versetzt worden war, erfüllt, begann ich meinen Koffer auszupacken.

Ich hing meine Kleider in einen großen Schrank, der neben der ins Zimmer hineinschlagenden Tür an der vorderen Querwand stand — ein Schrank, so groß wie ein Haus, aus prachtvollem Eichenholz und mit wertvollen Schnitzereien und herrlicher Drechslerarbeit

geschmückt. Die schweren Türen ließen sich nicht ganz leicht regieren und quietschten in den Angeln.

Der große Teppich, der fast den ganzen Boden in der vorderen Zimmerhälfte bedeckte, machte hier meine eigenen Schritte unhörbar.

Ich packte meine Gebrauchsgeräte zum Teil in die tiefen Schubladen des Waschtisches, zum Teil in die kleine Lade des Rokokotischchens. Dorthin wollte ich auch jetzt meine Kämme legen, die ich gerade aus dem Koffer genommen hatte; ich stand einige Schritte rechts vom Spiegel und musterte seine Rahmung mit Entzücken, da — —

Im Spiegel sah ich plötzlich eine schlanke ausgestreckte Hand, die mit einer Bewegung des Zeigens, Hindeutens in die Tiefe des Zimmers gerichtet schien.

Wie ein glühender Schlag ging es über mich hin.

Ich wendete den Kopf und starrte in das Zimmer hinter mir — es war leer, kein Mensch war zu sehen, nichts als die leere Weite des großen Raumes.

Ich sah zurück in den Spiegel — klar, glatt, eine spiegelnde dunkle Fläche mit schimmernden Reflexen in der Facettierung und im Rahmen — so hing er vor mir. Von jener Hand, die sich noch vor ein paar Herzschlägen dort gezeigt, war nichts mehr zu sehen.

Ich stand wie betäubt. Wie mit feurigen Wellen zitterte die Erregung über mich hin, und dann überkam mich ein kalter Schauder.

Eine Täuschung war ausgeschlossen. Meine eigenen Hände hielt ich noch jetzt so wie in dem Augenblick, als ich die Hand im Spiegel sah. Überdies trug ich Ärmel, die bis aufs Handgelenk gingen, während jene Hand im Spiegel sich bis knapp vor dem Ellbogen aus der rechtsseitigen Rahmung herausgestreckt hatte und völlig unbekleidet gewesen war.

Ich griff an meine Stirn, strich mir über die Augen —

Und als ich den Blick wieder hob, ging es von neuem wie ein elektrischer Schlag über mich.

Schlank, weiß, den Zeigefinger leicht vorgestreckt — so sah ich wieder die Hand im Spiegel, unbeweglich, aber klar und deutlich, ja von einer geradezu überstarken Plastik und Lebendigkeit ... Ich sah die Fingerseite, den Daumen also nur zwischen den leicht gebogenen anderen Fingern hindurch. Der Zeigefinger war vorgestreckt, die letzten drei Finger zur Fläche geschlossen und leicht in die Handhöhlung hineingebogen. In dem schmalen, zarten Gelenk war die Hand etwas gesenkt, während die Richtung des Armes ansteigend war.

Es war eine entzückend schöne Bewegung. Hätte das Grauen nur irgendwelche Freude an der Schönheit aufkommen lassen. Zugleich lag es wie ein Befehl, wie eine grausig unerbittliche Forderung in dieser schönen Hand.

Mit jagendem Atem und fliegenden Pulsen starrte ich auf die Erscheinung.

Was war das am Ringfinger? War es ein mit einem dunkelroten Stein geschmückter Reif?

Ich wollte die Art des tiefleuchtenden roten Flecks am Ringfinger ergründen — da — mit einem Schlage war die Erscheinung fort.

Das Glas war wieder ganz gleichmäßig dunkel, und die Hand war so urplötzlich verschwunden, wie sie erschien.

Mir war, als würge mich etwas im Halse, die Tränen maßloser Erregung sprangen mir in die Augen, und ich glaube, ich wäre gefallen, wenn mich nicht zwei Arme sorglich umfaßt hätten. ‚Valborg!‘ schrie ich fast schluchzend auf. Ohne daß ich es gemerkt hatte, war sie hereingekommen, gerade zeitig genug, um mich

vor dem Fallen zu behüten und mir über diese erste schreckliche Erregung fortzuhelfen.

‚Armes Kind!‘ sagte die alte Frau gütig und führte mich hinaus.

In Valborgs Zimmer, in einem großen Lehnstuhl, vor mir den kleinen gemütlichen Raum, vom Schein einer Petroleumlampe mit weißer Kuppel traulich übergossen, mir gegenüber der Alten mir plötzlich so liebvertrautes Gesicht — da versuchte ich, wieder zu mir selbst zu kommen.

Während mich noch die Erregung in wilden Stößen schüttelte, sah ich, daß Valborg ganz ruhig schien, nur der Ausdruck einer erschütternden Traurigkeit lag auf ihren Zügen.

‚Sie haben sie also gesehen, die Hand der Barbara Uth?‘

‚Die Hand der — Barbara Uth?‘ wiederholte ich, während mir selbst auffiel, wie verändert, wie klanglos meine Stimme war. ‚Erzählen Sie, Valborg,‘ bat ich, ‚erzählen Sie alles, was Sie von der Hand wissen!‘

Die Ruhe der alten Frau war wohl nur erzwungen gewesen — jetzt weinte sie leise vor sich hin.

‚Thomasine, arme, liebe Thomasine!‘ klagte sie schluchzend.

Ich begriff nicht. Valborgs Art steigerte meine Erregung aufs äußerste. ‚Valborg,‘ sagte ich, selbst fast weinend, ‚um Gottes willen, so erzählen Sie doch! Wer war Barbara Uth, und wer war Thomasine?‘

Valborg zwang sich wieder zur Ruhe. ‚Thomasine war Herrn Gerhards Mutter,‘ sagte sie, ‚und ihr hat die Hand der Barbara Uth das Leben gekostet. Barbara Uths Hand erscheint dort im Spiegel, an derselben Stelle und in derselben Haltung, solange das Geschlecht der Baerings hier lebt, so lange wenigstens, als die

Aufzeichnungen der alten Familienurkunden, Handschriften oder Chroniken, was weiß ich, zurückreichen —'

‚Man hat diese Urkunden noch?' unterbrach ich sie lebhaft. ‚Wer hat sie, und wo sind sie, kann ich sie nicht sehen?'

Valborg schüttelte den Kopf. ‚Die Urkunden hat Herr Gerhard in seinem Schreibtisch eingeschlossen, die kann niemand sehen.'

‚Und wenn ich ihm schreibe?'

‚Das ist unmöglich,' sagte Valborg mit großer Entschiedenheit. ‚Herr Gerhard darf in dieser Zeit nichts wissen von allem, was hier vorgeht, von dem Schwamm so wenig wie von den daraus entstandenen Folgen, nämlich daß ich das Zimmer, in dem die Hand erscheint, habe aufschließen müssen. Ich habe Frau Maria schon unauffällig dahin gebracht, ihrem Mann die Schwammgeschichte nicht mitzuteilen, wüßte der arme Herr Konsul, wie hier die Dinge liegen, er würde in der Ferne in Angst und Sorge um Frau Marias Leben vergehen. Denn — ich sagte es ja schon — seine Mutter, die arme Thomasine, hat bei seiner Geburt ihr Leben gelassen, und das kam nur, weil sie so grenzenlos unter der Hand der Barbara Uth gelitten hat.'

In mir erwachte schon wieder so etwas wie Zweifelsucht. ‚Valborg,' sagte ich, ‚kein Mensch kann doch wissen, ob Herrn Gerhards Geburt glücklicher verlaufen wäre, wenn seine Mutter gar nichts von der Hand der Barbara Uth gewußt hätte.'

‚Der Zusammenhang ist zu deutlich,' antwortete Valborg. ‚Herr Gerhard ist wohl auch nicht der erste der Baerings, der wegen der Hand mutterlos aufwachsen mußte, denn die Hand ist immer erschienen, wenn eine junge Frau des Hauses ihr erstes Kind unter dem Herzen trug. — Sie brauchen nicht zu bedauern, daß Sie die

Urkunden, die etwas über die Hand der Barbara Uth melden, nicht selbst sehen können. Ehe Herr Gerhard heiratete, habe ich noch einmal alles mit ihm zusammen durchgelesen und alles behalten. Es ist ja auch nicht viel. — Zuerst meldet ein Gast der Familie Baering, der in dem Zimmer mit dem venezianischen Spiegel wohnte, die Erscheinung der Hand. Das Schriftstück trug die Zahl 1704, und der Schreiber war ein Gast des Herrn August Julius Baering gewesen. August Julius Baering ist ein kluger, aber sehr stiller Mann gewesen, der in seiner Jugend großes Leid durch den Verlust seiner ersten Frau nach kaum zehnmonatlicher Ehe erlitten hat. Sein Vater, ein prachtliebender Ratsherr, hat das erste Familienhaus, von dem ja der alte Seitenflügel stammt, bauen und einrichten lassen — von August Julius' etwaigen Ehrenämtern hört man nichts, er soll seinen Studien, abgezogen von der Welt und gleichgültig gegen seines Hauses Wohlstand, gelebt haben. Sie wissen ja auch vielleicht, Fräulein v. Caub,' schaltete Valborg ein, ‚daß die Baerings erst seit etwa hundert Jahren, also in der vierten Generation, Kaufleute sind. Die früheren Baerings waren meist Gelehrte. Aber so ein Wechsel hängt wohl mit dem Blut zusammen, und es ist ja nun gut, daß Herrn Gerhards Vorväter oft eine Frau von außerhalb hatten, sonst wäre das Geschlecht wohl kaum so lange lebensfähig geblieben.'

‚Aber die Hand?' warf ich ein, um auf das eigentliche Thema zurückzukommen.

‚Von jener ersten Beschreibung aus dem Jahre 1704 an fehlen in keinem der erhaltenen Berichte Nachrichten über die Erscheinung, wenn auch der nächste — soweit ich mich erinnere — erst vom Jahre 1720 stammt. Es ist ja möglich, daß das Zimmer wenig oder gar nicht gebraucht wurde, oder daß die Hand sich nur selten

zeigte — ich weiß es nicht; dieser zweite Bericht jedenfalls stammt aus der Zeit nach dem Tode des Herrn August Julius, und er belegt, wie auch alle anderen Beschreibungen, die Erscheinung schon mit dem Namen ‚die Hand der Barbara Uth‘. Von nun an folgen die Aufzeichnungen in ununterbrochener Kette, und in jeder spielt das Vorhandensein der Familienerscheinung mehr oder minder eine Rolle. Die Art der Mitteilungen bleibt sich aber merkwürdig gleich — mit wenigen Abweichungen schildern alle das gleiche.‘

‚Wie aber erklärt sich der Name?‘ forschte ich.

‚Das erzählt das Schriftstück von 1720. Man behauptet, die Hand im Spiegel als die der schönen, stolzen Barbara Uth, der Tochter eines vornehmen Hauses unserer Stadt, wiedererkannt zu haben. Barbara Uth war bekannt wegen ihrer Schönheit, doch auch wegen ihres unsagbaren Stolzes. Sie hat wunderbar schöne Hände gehabt, um so mehr ist darum an ihrer —‘

‚Verzeihung, Valborg, aber vor allem: wann hat Barbara Uth gelebt?‘

‚Im Jahre 1702 soll sie gestorben sein. Mit ihr verlöschte das Geschlecht der Uths. Sie soll mit einem angesehenen und vermöglichen Ratsherrn unserer Stadt, dem Magister Christoph Rochus Entling, vermählt gewesen sein.‘

‚Entling — Entling, sagen Sie, Valborg?‘ rief ich bebend vor Erregung, während ich fühlte, wie mir alles Blut zum Herzen strömte.

‚Ja, Entling,‘ wiederholte Valborg, verwundert über meine Erregtheit. ‚Die Entlings sind später, noch vor Barbaras Tode, glaube ich, also etwa um die Wende des siebzehnten Jahrhunderts, ins Preußische gezogen.‘

‚Dort sind sie unter König Friedrich I. von Preußen

in den erblichen Adelstand erhoben worden; ein Herr Rochus v. Entling hat sehr verdienstvoll im spanischen Erbfolgekriege gefochten. Jahrzehntelang haben die Entlings glänzend gelebt, später im Verlauf des neunzehnten Jahrhunderts in einfacheren, aber guten und gesicherten Verhältnissen auf einem Landsitz in Holstein, bis endlich der letzte Nachkomme der geraden Linie ein Mädchen war und das Gut an eine Seitenlinie kam, an das Geschlecht der Edlen von und zu Ruttorp —'

Ein halblauter Aufschrei Valborgs unterbrach mich.

‚Ja, Valborg,' sagte ich, selbst meine Erregung nur mühsam meisternd, ‚Maria ist nicht die Tochter, sondern die als solche adoptierte Nichte des Barons Ruttorp. Sie ist eine geborene v. Entling, sie ist also der letzte Nachkomme der — Barbara Uth.' Ich hatte immer leiser und leiser gesprochen, das Aufregende dieser Entdeckung nahm mir fast die Stimme.

Es dauerte eine ganze Zeit, ehe Valborg sich gefaßt hatte. Sie kämpfte beständig mit den Tränen, und wie schon einmal an diesem Tage sagte sie: ‚Gott sei uns allen gnädig — Gott sei der Frau Maria gnädig!'

Ich nickte stumm.

Ruhiger geworden fuhr Valborg fort: ‚Herr Gerhard wird das wissen, aber er hat mir nie ein Wort davon gesagt.'

‚Der Konsul,' fiel ich ein, ‚wird es auch erst erfahren haben, als er bei dem Baron Ruttorp um Maria, die allgemein als seine Tochter galt, warb. Auch ich habe Marias eigentlichen Familiennamen, den sie mit dem der Ruttorps vertauscht hatte, früher nur einmal durch Zufall erfahren. Maria war eine Waise von drei Jahren, als ihr Onkel, der Erbe des Entlingschen Familiengutes, sie an Kindesstatt annahm. An diesem

Onkel hängt sie mit großer Liebe, zu seiner Frau aber, die bald nach Marias Verlobung starb, hat sie nie in besonders gutem Verhältnis gestanden. — Als Maria heiratete, war die Rede davon, daß die Vorfahren ihrer Familie aus dem Lübeckschen stammten.'

‚Ich begreife jetzt noch mehr als früher Herrn Gerhards übergroße Sorge, daß Frau Maria etwas über das Rätsel mit der Hand erfahren könne,' sagte Valborg. ‚Es gab so vieles Aufsehen und Gerede bei seiner Verheiratung, und jetzt scheint es fast —'

Sie sprach den Satz nicht aus.

Ich kam auf die Erscheinung zurück. ‚Sie haben noch nicht alles von der Hand der Barbara Uth erzählt, Valborg.'

‚Es ist nicht viel mehr,' antwortete sie. ‚Man hat in der Erscheinung nicht nur die Hand der Barbara Uth an ihrer seltenen Schönheit, sondern mit um so größerer Sicherheit noch an einer eigenartig geformten Bißnarbe wiedererkannt, die an gleicher Stelle und in gleicher Form die rechte Hand der Barbara Uth verunziert hat. Freilich ‚verunziert' sei kaum der rechte Ausdruck dafür, sagt der Briefschreiber von 1720; wenn man von Barbara Uths schönen Händen gesprochen habe und dieser Narbe Erwähnung tat, so habe man stets gesagt: sie ist nichts weiter als ein Zeichen mehr von Schönheit, bringe sie doch durch den Gegensatz das Edle der Formen und die Zartheit der Haut nur um so mehr zum Ausdruck. Der Briefschreiber selbst verdankt diese Nachrichten mündlichen Überlieferungen älterer Leute. Das Erkennen der Erscheinung war um so leichter möglich, und ein Irrtum war ausgeschlossen, weil Barbara Uths Hände eine förmliche Berühmtheit gewesen sein sollen. Sie selbst soll sehr stolz darauf gewesen sein, aber merkwürdigerweise hat sie nie auch



nur den einfachsten Schmuck, nicht einmal den Trauring daran gelitten.‘

‚Aber an ihrem vierten Finger —‘

Ich kam nicht zu Ende, denn Valborg fiel mir ins Wort: ‚Das Sonderbare ist, daß der Stein allgemein auffällt und auch von allen Berichterstattern erwähnt wird. Aber der Ring — haben Sie den Ring gesehen?‘

Ich war ganz betroffen. Wo ein Stein war, war doch selbstverständlich auch ein Ring. Aber den Ring erinnerte ich mich nicht —

‚Das ist auch eine der Unerklärlichkeiten,‘ fuhr Valborg fort. ‚Einige der von früher her überlieferten Berichte sprechen ganz deutlich von dem Ring mit dem roten Stein, und das einzige ist, daß sie über die Art des Edelsteines nicht recht klar sind, während zwei sogar so weit gehen, von einem Granaten oder Rubin zu sprechen. Die Bedenksameren unter den Beobachtern geben zu, daß der Stein auffallend sichtbar, der Reif aber kaum bemerkbar sei, es ‚scheine‘ ein schmaler, schlichter, blaßgoldener Ring zu sein. Ich selbst — das kann ich beschwören — habe wohl den Stein, nie aber den Ring gesehen und immer den Eindruck gehabt, als hafte der Stein ohne alles weitere am Finger.‘ Sie schwieg einen Augenblick, dann setzte sie zögernd hinzu: ‚Einer der Briefschreiber oder Chronisten nennt ihn einen geronnenen Blutstropfen.‘

Ich schrak zusammen bei dieser Bezeichnung, vielleicht weil sie gar so zutreffend war. ‚Und versucht niemand der Chronisten, den Zusammenhang zu lösen?‘ fragte ich.

‚Man weiß nichts, als daß es die Hand der Barbara Uth ist, die dort im venezianischen Spiegel erscheint. Auch das wurde — wie gesagt — erst festgestellt, nachdem die Erscheinung schon einmal vor fast zwanzig

Jahren beobachtet worden ist, ohne aber richtig erkannt zu werden — eben von jenem Gast, der wohl kein Lübecker war und wohl schwerlich etwas von der damals schon aus Lübeck fortgezogenen und nachher verstorbenen Barbara Uth und ihren Händen wissen konnte. Vielleicht hat er auch die Erscheinung nicht oft gesehen, denn — wie ich schon sagte — sie zeigt sich nur dann so häufig, wenn man im Hause das erste Kind erwartet. Als ich hierher kam mit Herrn Gerhards Großvater, und dessen Frau auf der Durchreise in Kopenhagen krank wurde, da war Herrn Gerhards Vater — der spätere Senator — noch unverheiratet. Damals ist, wie überhaupt immer, das Geheimnis sorglich gehütet worden, und ich, die ich schon oft in dem nicht ganz so vorsichtig wie jetzt verschlossen gehaltenen Zimmer mit dem Spiegel gewesen war, sah die Hand der Barbara Uth zuerst, als des Senators junge Frau — Thomasine — Mutter werden sollte. Je weiter die Zeit vorschritt, desto häufiger zeigte sich die Hand — o Gott, warum gelang es uns damals nicht, es der jungen Frau zu verheimlichen! Sie erfuhr alles, sie hat selbst die Hand oft gesehen und grenzenlos gelitten unter diesem unerklärlichen Rätsel. Der Senator bat sie, das Zimmer zu meiden; er hielt es verschlossen, er untersagte ihr aufs strengste jeden Versuch, dorthin zu gelangen, doch wie mit Zaubergewalt zog es sie — ihrem eigenen Grauen zum Trotz — immer wieder dorthin. Sie wußte sich den Schlüssel zu verschaffen, sie besaß schließlich einen Nachschlüssel, und mehrere Male, besonders in der Zeit kurz vor der Geburt, haben wir die arme Frau in dem unseligen Zimmer vor dem Spiegel bewußtlos zusammengebrochen gefunden —‘

Valborg konnte vor Weinen nicht weiterreden.

Auch ich war tief erschüttert von der düsteren Tragik,

die in so unmerklicher Form auf dem Geschlecht der Baerings lastete.

Endlich fuhr Valborg fort: ‚Die letzte Zeit vor der Geburt war Frau Thomasine zu elend, um ihr Schlafzimmer verlassen zu können. Gleich nach der Geburt ist sie gestorben. Von da an ist die Hand nur selten wieder zu sehen gewesen. Herr Gerhard, dem man die traurige Geschichte seiner Mutter später mitteilen mußte, hat selbst, halb aus gewissen Zweifeln und in dem Glauben, seine Mutter könne an krankhaften Vorstellungen gelitten haben, halb aus dem erklärlichen Wunsch heraus, Licht in das Dunkel zu bringen, monatelang in dem Zimmer mit dem Spiegel gewohnt. Aber er hat die Hand in all der Zeit nur dreimal, immer nach großen Zwischenräumen, gesehen.‘

‚Melden die Handschriften auch schon von früheren Frauen der Baerings das gleiche Schicksal wie das von Gerhards unglücklicher Mutter?‘

‚Von einer im Beginn unseres Jahrhunderts, der Frau Magdalena Baering, die 1807 die Geburt ihres Sohnes, des Großvaters des Herrn Gerhard, mit dem Leben bezahlte. — Es ist aber, als sei von jeher ein Unstern über der Nachkommenschaft der Baerings gewesen, und es scheint wie ein Wunder, daß das Geschlecht noch lebt, hat es doch oft genug, wie auch jetzt, nur auf zwei Augen gestanden.‘

Mir war es wie ein Trost um Marias willen, an Gerhard Baerings kraftvolle Jugend zu denken. Er war sicher nicht wie der letzte Sprosse eines fluchbeladenen Geschlechts. Ich wollte und mochte nicht anders denken, als daß seine und Marias Ehe eine gute Zukunftsverheißung sei.

Mit schwingendem Schlag zog vom Flur der Klang

einer großen alten Standuhr durch die nächtliche Stille des Hauses.

Ich zählte die Schläge — nur zweimal durchklang der sonore Ton die Räume. Erschrocken sprang ich auf: ‚Zwei Uhr schon?‘

Valborg schüttelte den Kopf. ‚Die Standuhr hat ein großes Schlagwerk und schlägt wie eine Kirchenuhr; es bedeutet halb eins.‘

‚Immerhin — es ist spät,‘ sagte ich. ‚Und wenn wir wohl auch schwerlich Schlaf finden, so wollen wir wenigstens etwas Ruhe suchen — nicht wahr? Maria soll morgen keine übernächtigen Gesichter sehen. Gute Nacht, liebe Valborg.‘

Die alte Frau sah mich betroffen an: ‚Sie wollen — Sie wollen doch nicht in das Zimmer zurück?‘

‚Ja, Valborg,‘ antwortete ich fest. Zwar — ehrlich gestanden, es hatte mich einen ernstlichen Kampf gekostet, zu diesem Entschluß zu kommen, aber ich hatte mir mein Wort gegeben, nicht vor der Erscheinung davonzulaufen. Damit war mir's jetzt ebenso ernst wie vorher: ich mußte die Hand der Barbara Uth ertragen, ich wollte es wenigstens versuchen. Unklar hegte ich auch so etwas wie eine Hoffnung, der Lösung des Rätsels näher zu kommen.

Valborg hatte meine beiden Hände gefaßt. ‚Sie müssen selbst wissen, was Sie tun, liebes Fräulein,‘ sagte sie ernst. ‚Einmal erzählen die Handschriften von einem jungen Mädchen — es ist, glaube ich, in der Zeit der Magdalena Baering gewesen — das auch dort im Zimmer ausgehalten hat.‘

‚Valborg, ans Leben kann einem die Hand der Barbara Uth doch nicht greifen?‘

‚Nein. Aber die, von der ich sprach, hat ihre Tapfer-

keit mit etwas nicht minder Kostbarem bezahlt — mit ihrem Verstand.'

Ich fühlte, wie ich zusammenschauderte, doch ich faßte mich. ‚Ich bin stark und gesund, Valborg. Ich danke Ihnen für Ihre treue Fürsorge, und ich verspreche Ihnen, mich selbst in scharfe Kontrolle zu nehmen. Wenn ich merke, daß es zu viel für mich wird, dann gebe ich nach, ehe es zu spät ist.'

Damit gingen wir auseinander.

Die Kerzen brannten auf dem Tisch, der Raum war groß und fremd, in der Luft lag ein feiner Duft von Stearin — das war der Eindruck, den ich bei dem Eintritt in mein Zimmer empfing.

Das Zimmer war genau wie in dem Augenblick, als ich es zum ersten Male betrat. Und dennoch, mir erschien es so anders. Es besaß eine Vertrautheit für mich, die mir halb tröstend, halb grauenvoll war.

Ich zwang mich, den Spiegel mit meinen Blicken zu meiden, und setzte mich in einen der großen Lehnstühle, die alle, wie ich jetzt mit einem gewissen Gefühl leichten Gerührtseins bemerkte, so gestellt waren, daß man von ihnen aus den Spiegel nicht sehen konnte.

Ich wollte nicht sofort ins Bett gehen. Ich haßte es, mit ruhelosen Gedanken im Dunkeln und in der weichen Wärme des Bettes zu liegen, ich wußte, man verdarb sich auf diese Weise den letzten Rest der Ruhe. Nein, ich wollte mich erst zwingen, Klarheit in die vielen aufregenden Eindrücke zu bringen, die in den letzten Stunden auf mich eingestürmt waren. Erst, wenn ich selbst in gewisser Weise klarer und ruhiger dachte, würde ich Stellung nehmen können zu der Erscheinung, ich wollte mir sozusagen einen Standpunkt erobern, von dem aus ich — wie etwa von einer Festung — dem Übersinnlichen stark und kühl gegenüber-

stehen konnte, ich wollte die Hand der Barbara Uth nicht nur sehen, ich wollte sie genau betrachten können.

Ich dachte an das, was ich je über übersinnliche Erscheinungen gehört hatte. Ein Wunsch, eine Schuld — das ist es, was die Seelen der Verstorbenen zuweilen nicht frei werden lassen und sie in eine Erscheinungsform bannen soll, die dann unseren Sinnen von Zeit zu Zeit wahrnehmbar wird. Ein Wunsch, der sie im Tode so beherrscht, so ausschließlich erfüllt hatte, daß er — stärker als der Tod — weiterlebt, irrend, suchend, sehnend bis zur erst vielleicht nach Jahrhunderten schlagenden Stunde der Erfüllung. Oder eine Schuld, so grausig, so trostlos schwer, daß selbst im Sterben die Seele nicht frei werden kann, sondern ein ruheloses Zwischenleben führen muß, eine grausame Daseinslosigkeit, bis endlich, endlich die Schuld gesühnt und der Fluch gelöst wird. Was ist also eine solche Erscheinung? Ein Vermächtnis einer längst Verstorbenen an die nach ihr Lebenden, der Ausdruck für einen Wunsch, für eine leidenschaftliche Forderung vielleicht, ein Raum und Zeit besiegender Wille, der sein Werkzeug suchen muß unter denen, die noch in dem Leben stehen, aus dem die heimatlos gewordene Seele gehen mußte, ohne abgeschlossen zu haben.

Ist so eine Erscheinung nicht der Ausdruck für das glühende Verlangen einer in eine trostlose Zwischenwelt verbannten Seele, die nicht das ihr wie allen Seelen bestimmte Los erreichen kann, wie es der völlige Tod oder ewiges Leben ist? Wer kann das entscheiden?

Ich saß mit gesenktem Kopf und gefalteten Händen in meinem tiefen Stuhl und fühlte, wie mir das Blut mit schwerem Schlag durch die Adern ging bei all

diesen Gedanken — Gedanken, die ich sonst in meiner Vorstellungswelt kaum gestreift hatte. Jetzt taten sich mir Weiten auf, die ich nie geahnt hatte, und vor denen ich zusammenschauderte, so sehr es mich auch ihnen nachzugehen drängte. Halb bedrückt, halb befreit, in einem merkwürdigen Zustand grübelte ich so, während mich zuweilen ein Gefühl überkam, als brande das Leben, das Leben mit seinem kleinlichen Alltag, mit seinen täglichen Erbärmlichkeiten, tief, tief unten unter mir, und als stünde ich auf einer Höhe, die mich einen Ausblick gewinnen ließ weit über Leben und Sterben. Da unten lag die Straße, auf der wir alle wanderten, viel mehr mitten in Staub und Lärm, viel ärmer an Glanz und Licht, an Erkenntnis und an Zielen, als uns in der Hast des Wanderns bewußt ward. Was mir sonst groß und schön erschienen, wurde nun nichtig und bedeutungslos, und was ich für klein angesehen und kaum beachtet hatte, begann zu wachsen. Auffassungen stürzten zusammen, und Probleme richteten sich auf, wurden größer, immer größer und gewannen unendliche Bedeutung. Wie ein Wechseln und Wachsen, ein Zugrundegehen und Neuerstehen, ein Heranbrausen und Fortrollen, so brandeten vor meiner suchenden Seele die Wogen des Daseins.

Und dann wieder verlor sich völlig das Gefühl des Aufderhöhestehens, und mir war, als hätte mich der Strudel des Lebens gepackt, als stände ich darin, mitten darin, und müßte mich wehren und müßte ringen, verzweifelt ringen, um nicht zu Boden geworfen zu werden. Die Vorstellungen verwischten sich, die Begriffe rannen ineinander, die Klarheit ward zur Verwirrung —

Als schon der erste fahle Tagesschein durch die hohen Fenster, durch die Spalten der schweren dunklen

Vorhänge fiel, da erwachte ich und erkannte, daß die körperliche Müdigkeit mich übermannt hatte, daß mein heroischer Versuch, durch Überlegung zur Überlegenheit zu kommen, schmählich mit einem unbequemen, unerquicklichen Schlaf in dem großen Stuhl geendet hatte.

Verstört ermunterte ich mich.

Graue Dämmerung schlich durch das Zimmer. Auf dem Sofatisch in den hohen Leuchtern schwelten noch die niedergebrannten Kerzen. Alle Romantik war verflogen in diesem Trübgrau der Morgenfrühe. Die Luft war schlecht, dunstig, schal, widerwärtig. Ein Blick streifte den Spiegel — übergewaltig überkamen mich die Erinnerungen an das Gesehene, Gehörte, Gedachte. Die seelische Gedrücktheit wurde verstärkt durch eine große physische Ermattung, eine müde Trostlosigkeit und ein körperlicher Ekel faßten mich — in verzweifeltem Aufschluchzen brach ich zusammen und grub den Kopf in die Polster des Stuhls.

Das rückhaltlose Weinen tat gut. Es war wie eine Befreiung, wie eine Wiedergewinnung meines alten Selbsts, und meines gewöhnlichen gesunden Denkens. Plötzlich war ich so wach, daß ich sekundenlang ein eigenartiges Zwiebewußtsein erlangte. Ich hörte mein eigenes Weinen — und konnte zugleich über dieses Weinen lächeln.

Ich besann mich. Valborgs Mahnungen und meine Versprechungen fielen mir wieder ein. So durfte es nicht weitergehen.

Ich löschte die Kerzen aus, zog die Fenstervorhänge zurück und stieß eines der Fenster weit auf. Weiche graue Nebel hingen in der Luft; es war noch Dämmerung, und zu erkennen war nicht viel.

Taufeuchte, kühle Luft drang herein.

Ich ging zum Waschtisch und kühlte mein brennendes Gesicht durch kaltes Wasser.

Dann stieg ich schnell, ohne mir Zeit für Sehen oder Besinnen zu lassen, aus den Kleidern und kroch in das große, weiche Bett.

Müde, erschöpft, doch frei und in einem Zustand matter, glückseliger Geborgenheit schmiegte ich mich in die Kissen — das Gebet meiner Kindertage auf den Lippen.

— — — — — — — — — — — — —

Ich schlief einige Stunden den köstlichsten, erquickenden traumlosen Morgenschlaf.

Als ich erwachte, war es voller Tag, ein trüber, melancholischer Herbsttag.

Die monotone Melodie des Tropfenfalls, die ich im letzten leisen Schlaf schon vernommen hatte, setzte sich fort, unaufhörlich schlugen die Tropfen auf und zersprangen prasselnd auf dem Gesims der Fenster — es goß trostlos.

Ich besann mich auf alles Vorgefallene erst allmählich. Was mir da meine Erinnerung vormachen wollte, schien mir ungeheuerlich, wie ein unklarer, wüster Traum lag alles hinter mir.

Erst das Bewußtsein meiner Umgebung, der Anblick des Spiegels belehrte mich, daß ich erlebt hatte, was ich viel lieber für einen Traum angesehen hätte.

In diesem Augenblick vernahm ich die Schläge der alten Standuhr, und sonderbar war es, wie dieser Klang mir mit einem Male meine nächtliche Unterredung mit Valborg in allen Einzelheiten urplötzlich ins Gedächtnis zurückrief. Ich zählte die Schläge der Uhr.

Neun!

Da schlug die Scham über ein so langes Schlafen

alle Bedenken, alle Betrachtungen zu Boden. Wie der Wind war ich aus dem Bett und begann mich anzukleiden.

Mit einem fast kindlichen Eifer und in stürzender Eile lief ich im Zimmer herum, um möglichst rasch fertig zu werden. Ich vergaß die Eigentümlichkeit meiner Umgebung; ich war weit entfernt auch nur von der Idee, Beobachtungen anzustellen — ich war ganz einfach weiter nichts als ein zwanzigjähriges Mädchen, das bis zur Atemlosigkeit hastete, in die Kleider zu kommen.

Eben wollte ich mein Haar ordnen, ich hatte es schon gelöst und hielt den Kamm in der Hand, als mein Fuß stockte. Es gab nur einen einzigen Spiegel im Zimmer, und ohne Spiegel ging es bei mir nicht ab.

Dies war die erste Gelegenheit, um zu erproben, ob mein Heldenmut, der in der Nacht so schmachvoll zu Träumen und Tränen geworden war, jetzt bei Tageslicht und nach dem erfrischenden Ausschlafen besser vorhielt.

Ich wollte tapfer sein, und ich stellte mich mitten vor den Spiegel.

Wieder ein dumpfer Schlag.

Die Uhr draußen zeigte ein Viertel nach neun an.

Das Gefühl meines verspäteten Aufstehens betäubte jetzt alle Gedanken an die Erscheinung, flink und fleißig frisierte ich an meinem braunen Schopf herum.

Ich war fast fertig und einige Schritte vom Spiegel zurückgetreten, da war's mir wieder, als setze mein Herzschlag aus. Die Hand der Barbara Uth zeigte sich deutlich im Spiegel.

Leuchtend, schlank, fein. So körperhaft und plastisch wie nur möglich.

Ich stand mit stockendem Atem.

Aber ich zwang mich zu dem, was ich mir vorgenommen hatte. Ich betrachtete die Hand. Es war dieselbe Haltung, und die Hand erschien auch an der gewohnten Stelle des Spiegels.

Valborg hatte von der rechten Hand der Barbara Uth gesprochen. Ich zwang mich zu scharfem Überlegen. Abgesehen von der Bißnarbe, die ich jetzt auch bemerkte, gab es keinen zwingenden Beweis dafür, daß dies eine rechte menschliche Hand sei. Denn — und als mir dies klar wurde, fühlte ich das Grausen wie einen körperlichen Kälteschauer mir den Rücken entlang rinnen — wer konnte sagen, ob das, was ich sah, das Bild einer Hand oder nur die Spiegelung einer Erscheinung, die ich unmittelbar nicht zu sehen vermochte, war? Entweder es war das Bild selbst, und dann mußte es eine linke Hand sein, oder es war ein Spiegelbild im gewöhnlichen Sinn, und dann zeigte es die rechte Hand eines Menschen, der mir parallel stand.

Ich fühlte, wie mir schon wieder vor Erregtheit das Wasser in die Augen sprang.

Da — mit einem Schlage war die Erscheinung verschwunden, und ich konnte mich sammeln, um auf meine Erwägungen zurückzukommen.

Aber irgend ein geringfügiger, vom Hausflur her mein Ohr treffender Laut erinnerte mich an meine nächstliegende Pflicht als Gast, und so beeilte ich mich, so schwer dieser Zwang auch wurde, völlig fertig zu werden.

Mein Verschlafen war nicht so schlimm, wie es mir selbst erschienen war, weil Maria in dieser Zeit auch oft erst spät zum Frühstück kam.

Heute war sie erst wenige Minuten vorher ins Eßzimmer gekommen.

Sie saß in einem großen bequemen Stuhl und streckte

mir mit etwas müder Freundlichkeit die Hand entgegen.

Ich schrak beim Anblick dieser schlanken weißen Hand zusammen. Es war wohl eine begreifliche Nervosität, aber selbst heute noch, nun alle jene Ereignisse schon so weit zurückliegen, kann ich beim Anblick schöner zarter Hände, die mich an die Hand der Barbara Uth erinnern, eine momentane Erregtheit nicht unterdrücken. Marias zarte schlanke Rechte erinnerte aber auch ganz auffallend an die — ihrer Urahne.

Maria hatte mein Zusammenzucken bemerkt und sah mich halb verwundert, halb besorgt an, was mir wiederum ein helles Rot ins Gesicht trieb.

‚Verzeihe, liebste Maria,‘ sagte ich, um meine Verlegenheit zu überwinden, ‚ich schäme mich so, mich verspätet zu haben.‘

‚Wie du siehst, schadet es gar nichts,‘ antwortete Maria. ‚Ich hoffe, es ist ein Zeichen, daß du gut geschlafen hast. Hast du behalten, was dir träumte? Hoffentlich etwas Angenehmes! Nur darfst du dann nicht darüber sprechen, sonst erfüllt es sich nicht.‘

Ich antwortete irgend etwas Belangloses, während mir mit Schrecken bewußt wurde, was für Tage ich vor mir hatte. Ich würde Lügen und Listen ohne Unterlaß ersinnen müssen und durfte mich doch bei keiner ertappen lassen.

So wurde es auch. Fast kann ich sagen: glücklicherweise war Maria ziemlich leidend. Sie war selbst schweigsam und liebte schweigsame Gesellschaft. Wenn sie sprach, hatte es immer etwas Müdes und Mühsames.

Wir hatten unser Frühstück gemeinsam, fast wortlos verzehrt; Maria stützte den Kopf in die Hand und sah traurig und träumerisch vor sich hin.

‚Ich habe immer so dumme Träume,‘ klagte sie, endlich das Schweigen brechend. ‚Ich weiß gar nicht, was es ist. Ich muß immer suchen und suchen, ohne daß ich selbst weiß was. Oft ist's mir, als sollte ich irgend etwas tun, aber ich habe nichts als diesen quälenden Drang. Was er bedeuten soll, wozu ich kommen soll, weiß ich nicht. Es sind ja nur Träume, nichts als Träume, aber oft, wenn ich aufwache, stehe ich noch so unter diesem Eindruck, daß ich gar nicht davon loskommen kann und mich erst besinnen muß, daß ich nur geträumt habe, und in Wirklichkeit nichts versäume, wenn ich still und vernünftig lebe. — Ich habe seit Wochen nicht mehr gut und erfrischend geschlafen,‘ fuhr sie fort. ‚Immer wache ich so gequält und verhetzt auf und bin womöglich müder als am Abend.‘ Sie weinte leise. ‚Ich weiß gar nicht, wie es werden soll,‘ schluchzte sie, ‚ich muß es doch noch eine Zeitlang aushalten, und oft ist mir, als wäre ich schon ganz am Ende meiner Kraft. Ich liebe das Leben so sehr, wenngleich ich fast zum Sterben müde bin. Ich mag, o Gott — nein, ich kann noch nicht sterben! — Gerhard, Gerhard! — —‘ Sie weinte trostlos.

Ich versuchte sie zu trösten, ihr Mut einzureden, sie auf andere Gedanken zu bringen; aber mir war selbst so verzagt, so haltlos zu Sinn, meine Gedanken wanderten beständig denselben Kreis, an dem kein Anfang und kein Ende, kein Ausweg und keine Hilfe zu finden war.

Als ich Valborg sah, erschrak ich. Sie sah übernächtig, ja fast verändert und wie um Jahre gealtert aus.

Von draußen klang melancholisch das Fallen des Regens, das Licht war grau und trübe.

Maria weinte immer noch. Sie war zu müde, um sich beherrschen zu können.

Mir war, als seien wir alle eingesponnen in einen dunklen, traurigen, unentrinnbaren Zauber. Ein namenloser Groll packte mich gegen die Hand der Barbara Uth. Mir war, als sei auch sie schuld an Marias Müdigkeit — ich glaube, ich habe mich nicht geirrt. So sinnlos es war — ich wollte, ich mußte gegen diese dunkle Gewalt vorgehen!

Sobald Maria ruhiger geworden war, verließ ich sie und ging in mein Zimmer. Ich trat dicht vor den Spiegel.

Dort stand ich still und schaute erwartungsvoll in die dunkle glatte Fläche des Glases. So oft ich die Hand gesehen hatte, war es von dieser Stelle aus, ein wenig rechts vom Spiegel — so daß ich mein eigenes Bild nicht sah — gewesen.

Nun untersuchte ich, was sich von hier aus von der Einrichtung des Zimmers im Spiegel zeigte. Ohne selbst zu wissen weshalb, überkam mich eine jähe Betroffenheit: ich sah gerade die Ecke mit dem großen Bett.

In diesem Augenblick schrak ich aufs neue zusammen.

Ich sah die Hand der Barbara Uth klar und scharf vor dem Dunkel des Spiegels.

Mir war, als sei mir das Fordernde in der Bewegung der Hand noch nie so zum Bewußtsein gekommen als jetzt — und urplötzlich erkannte ich es: Barbara Uths Hand zeigte auf das Bett.

Zugleich aber machte ich eine seltsame Entdeckung. Wenn sich die Hand im Spiegel zeigte, verlor die ganze übrige Spiegelung an Deutlichkeit. Es war nicht nur, wie es mir nach den ersten unkontrollierten Eindrücken vorgekommen war, das erregte Sehen auf diese rätsel-

hafte Erscheinung, neben dem man alles übrige übersah oder einfach vergaß, sondern jetzt, nun ich mich zu kühlem Beobachten, zu objektivem Betrachten zwang, bemerkte ich deutlich, daß alles übrige im Spiegel unklar und verschwommen und gar nicht erkennbar erschien. Ich machte einige Schritte nach links, so daß ich unter normalen Umständen mein eigenes Spiegelbild hätte sehen müssen: nur ein matter, ovaler, heller Fleck ließ mich ahnen, daß er etwa die Spiegelung meines Gesichts hätte sein können; die Umrisse meiner dunkel gekleideten Gestalt zerrannen, sobald ich mir Mühe gab, sie zu erkennen.

Die Hand der Barbara Uth aber stand, durch meinen veränderten Standpunkt unbeeinflußt und auch von hier das gleiche Bild bietend, hellleuchtend vor meinen Blicken. Nur als ich noch schärfer achtgab, erschien es mir, als sei die Richtung, in die sie deutete, in die Ecke mit dem Bett, stets — einerlei, von wo man die Erscheinung betrachtete — die gleiche.

Es war wenig Schatten auf den hellen, lebenswarm, aber weißlich getönten Flächen der Hand und des Armes — die Richtung einer direkten Lichtquelle ließ sich nicht angeben; sie war voll beleuchtet, und die leichten Schattentöne ergaben mehr eine weiche Modellierung als eine scharfe Zeichnung.

Ich mußte wieder denken, was ich schon beim ersten Sehen empfunden hatte: Barbara Uths Hand war von seltener Schönheit, aber dennoch grauenvoll. Mir wurde bewußt, daß sie — trotz aller Ähnlichkeit — so ganz anders wie Marias geliebte Hand sei. Diese Hand — oder richtiger, eine lebende Hand wie diese — würde man nie lieben können, denn diese Hand war grausam, unbeschreiblich grausam.

Und — stärker als mein Grauen vor dem Uner-

klärbaren — loderte jetzt plötzlich der Haß gegen diese Hand, die so viel Leid verschuldet hatte und noch verschuldete, ja die vielleicht in jenem rätselhaften roten Fleck das Kainszeichen einer schrecklichen Schuld trug, in mir auf.

In diesem Augenblick war die Erscheinung verschwunden — so schnell, so jäh, daß mich dies Verschwinden fast so erregte wie ihr plötzliches Erscheinen. Aus dem wieder deutlich spiegelnden Glas sah mir mein eigenes Gesicht entgegen — totenblaß, farblos der halbgeöffnete verzerrte Mund und in den Augen ein Ausdruck von Haß und Angst, der mich vor mir selbst erbeben machte.

Erregt und erschöpft setzte ich mich in den Stuhl am Fenster.

Rieselnd rann der Regen.

Melancholisch, dumpf, gleichmäßig klang der Tropfenfall. Durch das aufgestoßene Fenster herein zog die kühlfeuchte Regenluft, den Duft von moderndem Laub mit sich bringend. Mir war, als könne ich fast körperlich empfinden, wie der Niederschlag der Luft feucht und frostig an den Vorhängen hing.

Ich hatte den Ellbogen auf die Armlehne, den Kopf in die Hand gestützt, und mein Blick fiel unbewußt auf meine mir im Schoße liegende Rechte.

Ich fuhr zusammen.

Meine nervöse Überreiztheit war so groß, daß schon der Anblick irgend einer weißen Frauenhand mich erregte. Der Anblick meiner eigenen Hand quälte mich. Ich zog sie fort, mit einer Art machtloser Bitterkeit feststellend, daß es zwecklos sei, im Augenblick gegen meine über die Maßen empfindlichen Nerven anzukämpfen.

In meinem Kopf begannen schon wieder die seltsamen, am Unerklärlichen rätselnden Gedanken zu

kreisen. Vorstellungen und Ideenverbindungen erwachten von neuem, die mir die Sinne taumeln zu machen drohten.

Da fiel mir wieder Valborgs Mahnung und mein Versprechen ein.

Kurz entschlossen stand ich auf, ging aus dem Zimmer und suchte Beschäftigung. Ich wollte mich meinen Gedanken nur hingeben, wenn ich mich stark genug fühlte, sie kontrollieren zu können. —

Ich habe in jener Zeit mit Aufwand all meiner Energie meine Nerven ‚trainiert'. Und das war nötig.

Aus der persönlichen Erregtheit kam ich kaum heraus, und die ganze Stimmung im Hause war derart, daß sie wie ein dumpfer Druck auf uns allen lastete. Und doch sollte ich Maria weder eine erregte noch eine niedergedrückte, sondern ja gerade eine heitere, fröhliche Genossin sein. Da war es nötig, daß ich mich beherrschen und zusammennehmen lernte. Zumal da ich immer mehr sah, wie Marias körperliches Befinden sowohl wie ihr Gemütszustand mit jedem Tage besorgniserregender wurden, und da der Kummer, die Aufregung und Angst auch Valborg förmlich krank machten.

Es waren ernste Tage für uns alle, einer so düster wie der andere, alle eingehüllt in das farblose Trübgrau regenschwerer Novemberstimmung; und vom Morgen bis zum Abend erklang jeden Tag immer die gleiche trostlose Melodie vom Rauschen und Rieseln des ruhelos rinnenden Regens.

Nur in einer Hinsicht war es ja ganz gut, daß Maria so matt und interesselos war: den Wunsch, mein Zimmer zu sehen, schien sie ganz aufgegeben zu haben. Im übrigen wachte Valborg, daß niemand als ich und sie das Zimmer betraten.

— — — — — — — — — — — —

Die Hand sah ich oft. Zu allen Tageszeiten. Bei Kerzenlicht, wie bei Tageslicht und in der unheimlichen Unklarheit und Halbheit der Dämmerung. Einmal auch, als ich später als sonst zum Schlafen ging, sogar im matten Licht des Mondes. Das war dann wieder so einer von den Momenten, in denen meine Nerven mich schmählich im Stich ließen.

Gegen Abend hatte der Regen nachgelassen, es war Wind aufgekommen, der mit wilden Lauten um das Gemäuer des Seitenflügels herumfegte. Große dunkle Wolkenfetzen jagte er über den Nachthimmel, und als ich mein Fenster schließen wollte, riß er mir's fast aus der Hand. Ich weiß nicht warum — ich wandte mich um und blickte in das noch nicht erleuchtete Zimmer hinter mir. Mein Blick traf den Spiegel — in ihm zeigte sich die Hand, grausiger und fremder als je in diesem ungewissen silbrigen Licht.

Mit bebenden Fingern riß ich die Fenstervorhänge zu. Ich verzichtete darauf, erst Licht zu machen, sondern wie gehetzt und mehr seelisch als körperlich erschöpft kroch ich in müder Hast ins Bett.

— — — — — — — — — — — —

Ich habe zuweilen gehört, daß häufig von derselben Person und unter ähnlichen Umständen wahrgenommene Erscheinungen nach und nach für den Beschauer das Grauenvolle eingebüßt haben und ihm in gewisser Weise vertraut wurden.

Das habe ich nicht empfunden. Die Hand der Barbara Uth war mir ja bekannt, bekannt in jeder Umrißlinie, aber sie ist mir immer wieder grausig erschienen. Je öfter ich sie sah, desto dringender, ja quälender empfand ich das Fordernde in der Bewegung. Abgesehen davon, daß das Unfaßbare, Unerklärbare in der Erscheinung mich immer wieder bis zum Übermaß erregte, begann

der Befehl, diese wortlose, mir unverständliche Forderung in der Bewegung der Hand mich grenzenlos zu peinigen.

Es war für mich auch so schrecklich, daß ich so viel wie nichts über Barbara Uth wußte. Ein paar armselige Daten und Namen und die Nachricht, daß sie so schön und so stolz gewesen sei — das war alles. Ihr Aussehen, ihr Charakter, ihres Lebens Erlebnisse — alles waren Dinge, die ich trotz allen Grübelns nie wissen, erkennen und sehen würde. In welcher Beziehung stand sie zu diesem Hause? Welcher Wunsch, welche Schuld ketteten sie an dies Zimmer? Hatte sie gelebt in dem Bewußtsein einer Schuld, das um so grauenvoller, wuchtiger und lebensgewaltiger wurde, je näher der Tod ihr kam?

Ich zergrübelte mir fast den Kopf und fand doch nirgends Aufschluß.

Nach meinem Sinn wäre es gewesen, das Zimmer, ja das ganze Haus von oben bis unten aufs gründlichste nach einem Anhalt zu untersuchen, der sich ja doch unbedingt finden lassen mußte. Aber natürlich stieß ich mit solchen Plänen auf harten und unter den gegebenen Umständen auch berechtigten Widerstand bei Valborg.

Ich beharrte aber eigensinnig darauf, ich begriffe nicht, warum man denn solche Untersuchung nicht früher, etwa vor Gerhard Baerings Verheiratung, vorgenommen habe.

Valborg zuckte die Achseln; sie sagte, daß man wohl lieber darauf verzichtet habe, um nicht in die Gefahr zu kommen, auf diese Weise das Geheimnis einmal unvermutet preisgegeben zu sehen.

So sind die Menschen! dachte ich erbittert. Sie gehen den Dingen feige aus dem Weg, statt sich gegen sie zu wehren, und schließlich ist es ihre Schuld, wenn

die Sache bleibt, wie sie war, und fortgesetzt Unheil bringt.

Valborg erzählte mir, daß Gerhard mit Marja, seit er wußte, daß sie Mutter werden würde, auf Reisen habe gehen wollen — weit fort und für lange. Aber Maria habe sich energisch gegen den Gedanken gewehrt, und so sei alles beim alten geblieben, und man habe in all der Zeit auf nichts weiter ängstlich achtgehabt, als daß der Zugang zu dem Seitenflügel dauernd fest verschlossen sei.

‚Als ob das Unheil Türen brauchte!‘ stieß ich bebend vor Unwillen und Erregung heraus. ‚Was denken Sie denn von Marias Zustand, Valborg? Wenn alles normal zugänge, dann wäre Marias Gemütsverfassung und demzufolge ihr körperliches Befinden sicher nicht so arg herunter. Was Maria durchmacht, ist doch keine Krankheit — es ist doch im Gegenteil die Höhe des Lebens, das Wundervollste, was eine gesunde Frau erleben kann. Wenn sie auch in der letzten Zeit körperlich zu leiden hat, so könnte das nie und nimmer ihr Gemüt so furchtbar beeinflussen und so völlig jedes doch wahrlich allzu natürliche Glücksgefühl töten. Ich kenne doch meine Maria und weiß, was ihrer Gemütsveranlagung nach am natürlichsten wäre. Die Maria, die ich hier gefunden habe, ist mir oft wie eine Fremde. Etwas Wesenloses, Ungreifbares quält sie, eine gegenstandslose Angst hetzt sie von Tag zu Tag und macht ihr die Nacht noch qualvoller als die Tage.‘

Mit wachsendem Erschrecken hatte Valborg meinen erregt hervorgesprudelten Worten zugehört. Jetzt stürzten die Tränen unaufhaltsam über ihr altes Gesicht, und mir ward plötzlich klar, daß es unbedacht und rücksichtslos von mir gewesen war, der guten Frau all meine Vermutungen mitzuteilen.

‚Ich fürchte, ich fange an, Zusammenhänge zu erraten, die ich bisher nicht ahnte,‘ sagte Valborg unter Tränen. ‚Vielleicht ist Frau Marias festes Bestehen auf dem Hierbleiben, das sie allen — ihrem Mann und dem Arzt — zum Trotz durchzusetzen wußte, noch mehr als ein freilich begreiflicher Wunsch —‘

Sie hielt zögernd und in trauriges Grübeln verloren inne.

‚Vermutungen — nichts als Vermutungen!‘ sagte ich bitter vor mich hin. Ich hatte das Gefühl, daß die Rätsel, statt sich zu lösen, uns nur immer fester umspannten.

Diese Unterredung war am fünften Tage nach meiner Ankunft.

Unten im Erdgeschoß wurde eifrig gearbeitet, aber immerhin war doch keine Aussicht, daß eines der beiden großen Fremdenzimmer vor Ablauf einer Woche wieder bewohnbar sein würde. So lebte ich denn ganz im ersten Stock und so viel wie möglich in Marias Gesellschaft.

Maria saß oder lag viel am Fenster ihres kleinen, nach hinten und neben dem Schlafzimmer gelegenen Zimmers.

Die großen vorderen Räume waren ihr in ihrer müden Ruhelosigkeit zu weit.

Von diesem Fenster aus sah man in den kleinen, altmodisch angelegten Grasgarten, der aber jetzt in der trüben, regenschweren Spätherbststimmung wenig Anziehendes besaß.

Die Schwere der Naturstimmung und der Stimmung im Hause lastete auf uns allen, und ich ertappte mich zuweilen auf einem Gefühl, das fast so etwas wie die Sehnsucht nach einer erlösenden Katastrophe war.

Ich wußte nicht, wie bald alles sich ändern sollte.

An diesem Abend wollte Maria früh zur Ruhe gehen. Wir hatten zusammen an dem auch bei der Lampe sehr gemütlich hergerichteten Fensterplatz gesessen, und es war mir endlich gelungen, Maria etwas heiterer zu stimmen.

Sie behauptete nun fast fröhlich, tatsächlich einmal in gesunder Weise rechtschaffen müde zu sein, und wollte diese Chance benützen, um sich, wie sie sich ausdrückte, etwas ordentlichen Schlaf zu stehlen.

Sie stand aufgerichtet; ihr liebes Gesicht, das in seiner zarten Blässe nur noch holder war und die Schönheit ihrer großen dunklen Augen zu heben schien, war vom gedämpften Licht der Lampe matt übergossen und erschien mir — zum ersten Male mit einem Ausdruck von stillem Glückshoffen — hinreißend, rührend schön.

Mit Innigkeit küßte ich sie. Sie schlang ihre beiden Arme um mich, so fest, als wolle sie mich gar nicht lassen. Ich hatte das Gefühl, daß sie mir etwas sagen wolle.

Aber sie schwieg, und ich ging von ihr, schon wieder ganz in Sinnen und Sorgen eingesponnen.

Mechanisch zündete ich in meinem Zimmer die Kerzen an.

Ich setzte mich grübelnd in einen der großen Stühle. Ich war nicht müde genug, um sogleich zu Bett zu gehen, und wieder zu müde, um noch etwas Bestimmtes vornehmen zu mögen.

Wie lange ich so gesessen habe, weiß ich nicht — es mögen Stunden verronnen sein.

Ich mied den Spiegel, ich saß, ihm den Rücken kehrend, und meine Gedanken wanderten und kreisten.

Plötzlich schrak ich namenlos zusammen.

Ohne daß ich den geringsten Laut gehört hatte, schob sich plötzlich eine schlanke weiße Hand von hinten her über meine Schulter.

Ich fuhr herum, und der Schrecken, den ich nun empfand, war womöglich noch tiefer. Hinter mir stand Maria in ihrem weißen Nachtkleid, das schwere dunkle Haar niederhängend, das blasse Gesicht erhoben — fast wie eine Erscheinung.

‚Maria!‘ stieß ich in grenzenloser Bestürzung heraus, während mir voll Angst bewußt wurde, daß ich an diesem Abend vergessen haben mußte, meine Tür zu verschließen.

‚Verzeihe mir, wenn ich dich erschreckt habe,‘ sagte Marias liebe Stimme, die so seltsam traurig, hastig und verhetzt klang. ‚Aber heute wußte ich mir wirklich nicht mehr zu helfen. Ob ich geschlafen habe, weiß ich nicht — die Angst, diese grauenvolle Angst, daß ich etwas versäume, und ich weiß doch nicht was, hat mich bis zur Sinnlosigkeit gemartert. Ich verliere den Verstand, wenn das so weiter geht —‘

‚Maria,‘ sagte ich sanft, doch sehr bestimmt, indem ich meinen Arm um sie schlang, ‚komm, wir wollen in dein Zimmer gehen.‘

Aber Maria wehrte sich mit befremdlicher Energie. ‚Nein, nein! Ich halte es nicht mehr aus, ich halte es nicht mehr aus!‘ sagte sie fast weinend und einige Schritte ins Zimmer hinein machend.

‚Maria!‘ schrie ich auf.

Sie stand gerade eben rechts vor dem Spiegel, das Gesicht ihm zugewandt, und ich fühlte, wie die Angst in glühenden Stößen über mich herjagte.

Es war zu spät.

Die Hand der Barbara Uth erschien im Spiegel, weiß, deutlich, fordernd und grausam.

Marias Kopf fuhr herum, ihre überweit geöffneten Augen suchten nach dem Original der Hand im Spiegel, und als sie es nicht fand, starrte sie in stummem Entsetzen von neuem auf die Erscheinung.

Ich war sekundenlang wie gelähmt. Ohne eingreifen zu können, sah ich Marias blutloses Gesicht von der Seite mit dem Ausdruck namenlosen Grauens.

Da schrie sie auf, oder eigentlich war es nur mehr ein Stöhnen, ein Laut, der Unendliches an Angst und übergroßer Not auszudrücken schien und den ich nie werde vergessen können. Marias Gestalt wankte, sie schien zu fallen.

Da kam endlich wieder Leben in mich. Ich sprang zu und fing Maria auf. Sie war ohnmächtig. An das, was nun kam, habe ich keine klare Erinnerung mehr. Ich bin wohl selbst halb bewußtlos gewesen.

Was ich weiß, ist, daß zuerst Valborg kam, daß sich dann das Zimmer schnell mit Menschen füllte. Der Arzt kam auch. Alle waren mit oder für Maria beschäftigt, die man in mein Bett hatte bringen müssen.

Nie ist so viel Angst, Sorge und Erregung bei der Geburt eines Kindes gewesen, als nun, da Maria um das Leben ihres ersten Sohnes litt.

Ich selbst lehnte in halber Betäubung an einem der Fenster. Eine begreifliche Scheu und das Gefühl, gar nicht von Nutzen und darum nur überflüssig und hindernd zu sein, hielt mich von Maria fern. Niemand hatte acht auf mich, selbst Valborg nicht, die blaß und wortkarg, bei all ihrer niedergezwungenen Erregtheit aber mit Sicherheit und Entschlossenheit dem Arzt zur Hand ging und von den Mädchen das Nötige in ruhiger Weise forderte.

Aber ich hatte auch eine Aufgabe, das fühlte ich deutlich, und ich war dankbar, sie so ohne Aufsehen

erfüllen zu können. Mein Platz war dem Spiegel schräg gegenüber, und ich beobachtete ihn scharf. Ich hatte das instinktive und untrügliche Gefühl, daß alle diese Vorgänge kein Spiel des Zufalls sein konnten — es war das Ende einer langen Kette, einer Katastrophe, vielleicht einer befreienden.

Und was ich dann sah, war nicht ein Spiel meiner erregten Nerven, nicht ein aus unklaren und unzusammenhängenden Erinnerungen zusammengedichtetes Märchen.

Denn sobald die Hand — wie ich es erwartete — im Spiegel erschien, fühlte ich eine Art Verantwortlichkeit auf mir lasten, die mir meine Ruhe und Beobachtungsfähigkeit wieder ganz zurückgab.

Immer wieder erschien die Hand, länger als sonst und so klar wie möglich, aber ich war die einzige, die es sah. Alle anderen waren zu eifrig beschäftigt.

Mit einem Male empfand ich es wie etwas Selbstverständliches, daß die Hand dorthin zeigte, wo der Arzt und Valborg in heißer Sorge um zwei Leben an Marias Bett standen.

Dreimal kam und ging die Erscheinung in gewohnter Weise, das heißt — sie erschien so urplötzlich, wie sie verschwand. Nur daß sie länger sichtbar war als sonst und sich zugleich so schnell von neuem zeigte, war ungewohnt und seltsam.

Jetzt erschien sie zum vierten Male, wie immer schlank, schön, grausig.

Meine Augen folgten ihren Linien, den mir so wohlbekannten Formen, den schlanken, leicht gebogenen Fingern mit den rosigen, gewölbten Nägeln. Am vierten Finger leuchtete der rätselhafte ‚geronnene Blutstropfen‘, dessen Fassung und Reif auch ich nie hatte sehen können. Was aber war mit diesem roten Stein? Ließ er plötzlich ab, in seinem tief-

dunklen satten Rot zu leuchten? Ich trat näher hinzu. Wahrhaftig — das rote Mal wurde zusehends matter, es war kaum mehr sichtbar. Der letzte rote Schein verlöschte vor meinen Augen.

Wenige Sekunden später sah ich die mir so wohlbekannte Hand der Barbara Uth gänzlich ohne jenes seltsame Merkmal am vierten Finger. Das war vor meinen Augen langsam zerronnen, und der vierte Finger unterschied sich durch nichts von den übrigen schlanken weißen Gliedern der Hand.

Einige Herzschläge lang sah ich die Hand so fest und klar wie je — nur ohne jenes rote Zeichen. Dann schien mir auch die Hand selbst nicht mehr so deutlich.

Erregt ging ich einige Schritte näher, und von neuem faßte mich unheimliches Staunen. Die Hand, deren Lebendigkeit und Plastik mich so oft gepackt hatte, sah ich jetzt nur wie durch einen zarten Schleier, im ganzen wohl erkennbar, doch im einzelnen leise verwischt.

Bebend vor Spannung ging ich noch näher. Immer undeutlicher sah ich die Hand. Zuletzt hing's sekundenlang noch wie ein zarter Hauch über dem Glas des Spiegels. Matt, ganz matt in ihrer charakteristischen Form erkennbar, aber verrinnend, verblassend sah ich die Hand. Sie war kaum wahrnehmbar. Doch — ich vermochte sie noch zu sehen. Nein, nun nicht mehr — alles war verlöscht, verschwunden, der Spiegel selbst hing wie immer glatt, hell, mit gleißenden, blitzenden, durch die Kerzenflammen geweckten Lichtern in der Facettierung und im Rahmen vor mir.

In diesem Augenblick wurden meine beiden Hände gepackt. Valborg stand vor mir und sagte mit einer Stimme, die vor Bewegung schwankte: ‚Es ist ein Sohn! Es ist ein Sohn! Und für Mutter und Kind ist alles aufs beste verlaufen!‘

War ich nicht mehr aufnahmefähig oder erschien mir diese Glücksbotschaft nun mit einem Male ganz natürlich — ich war ganz still, ruhig und glücklich.

‚Barbara Uths Hand ist verlöscht,‘ sagte ich nur.

Valborg starrte betroffen in den Spiegel. Der spiegelte unbefangen und getreu wie jedes andere harmlose Spiegelglas, was vor ihm war, und zeigte uns beiden jetzt zwei Gesichter, ein altes und ein junges, beide blaß, aber beide glücklich.

‚Die Hand der Barbara Uth wird man wohl nie wiedersehen,‘ sagte ich ernst und bestimmt.

Und ich habe recht behalten.

Maria genas schnell. Das Kind war, obgleich etwas zu früh geboren, kräftig und gesund, und es war, als sei nie ein dunkles Geheimnis über dem alten Hause gewesen, so völlig war der Bann gebrochen.

Die Hand hat kein Mensch mehr gesehen, und das Zimmer mit dem Spiegel hat nicht mehr verschlossen werden müssen, um ein düsteres Rätsel zu hüten.

Das Geschlecht der Baerings steht jetzt nicht mehr nur auf zwei, sondern auf acht jungen hellen Augen, und all dies junge Leben ist wohl mehr als sonst etwas danach angetan gewesen, alte düstere Geschichten vergessen zu machen.

Julius, Gerhard Baerings ältester Sohn, ist jetzt schon zweiundzwanzig Jahre alt. Von ihm, der die Geschichte seiner Geburt natürlich längst kennt, ist der Brief, den ich heute morgen erhielt und der mit einem Schlage Licht in das letzte Dunkel wirft.

Er ist knapp gehalten und teilt nur Hauptsachen, keine Einzelheiten mit. Darum kann ich Ihnen auch des Rätsels Lösung nur in großen Zügen geben. Auf dem Grundstück neben dem Baeringschen Hause wird gebaut, und durch die Rammarbeiten hat sich der alte

Seitenflügel gesenkt, so daß man ihn hat niederreißen müssen. Beim Abbruch nun hat man in einer vielleicht seit Jahrhunderten unentdeckt gebliebenen Wandnische auf dem Boden eine Anzahl alter Bücher aus der letzten Hälfte des siebzehnten und aus dem Beginn des achtzehnten Jahrhunderts gefunden, unter anderen eine Bibel, die aus weit wichtigeren Gründen als wegen ihres Alters das Interesse der Baerings fesselte. Sie trägt die Jahreszahl 1702 und war der Inschrift nach Eigentum des Herrn August Julius Baering, ihm geschenkt nach letztwilliger Bestimmung aus dem Nachlasse der im Preußischen verstorbenen Barbara Entling, der geborenen Uth.

Alle Bücher sind arg verstaubt und mit Schimmel überzogen gewesen, und als man sie — die Bibel natürlich zuerst — zu reinigen begann, hat sich deren Einbanddecke gelöst, und man hat darin ein langes Handschreiben von Barbara Uth an August Julius Baering gefunden, dessen Inhalt in erschütternder Weise alle Lücken in den Zusammenhängen ausfüllt.

Der Brief ist in leidenschaftlichen, packenden Ausdrücken ein Schuld- und Liebesbekenntnis Barbara Uths. Sie hat August Julius Baering namenlos geliebt — ohne Erwiderung zu finden, und für ihren Stolz ist es ein tödlicher Schlag gewesen, als August Julius, obgleich Barbara ihn nun ihre Liebe zu ihm hatte wissen lassen, sich mit einem holden Mädchen, das er liebte, verheiratete. Diese Elisabeth Baering ist plötzlich nach scheinbar gutem Befinden kurz vor der Geburt ihres ersten Kindes gestorben. Erst Jahre darauf hat Barbara Uth mit ihrem Manne, dem Magister Christoph Rochus Entling, die Heimat für immer verlassen — unter dem Bewußtsein einer entsetzlichen Doppelschuld. Sie hat Elisabeth Baering

ermordet — vergiftet wohl, da bei der Todesursache niemals an ein Verbrechen gedacht worden ist. Barbara Uth hat stolz und aufrecht gelebt, in Kraft und Schönheit, und sie ist gestorben, ohne je irgend jemand anders als diesem so sorgsam verborgenen Briefe ihre Schuld zu verraten. Ihr heißester Wunsch aber ist gewesen — so meldete der Brief — daß einst ein Weib aus ihrem Geschlecht den Platz einnehmen möge, um den sie in so große Sünde geriet. Wenn diese dann ihrem Manne das erste Kind an jener Stelle schenken werde, an der Barbara Uth Elisabeth Baerings Leben und das ihres Kindes vernichtete — dann werde das eine Sühne für Barbaras Schuld sein."

— — — — — — — — — — — — —

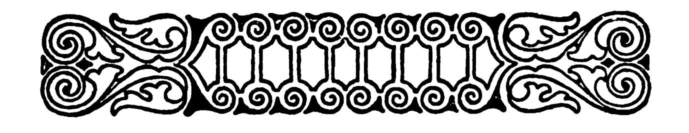
Fräulein v. Caub schwieg erschöpft. Es war ganz, ganz still in dem schon lange völlig dunklen Raum. Durch die großen Verandafenster sah man die Baumwipfel aus dem Garten wie regungslose tiefdunkle Silhouetten gegen den metallisch glänzenden Abendhimmel ragen. Einzelne Sterne zogen ihre stille Straße.

„Haben Sie Dank, vielen Dank, liebes Fräulein v. Caub," sagte die Hausfrau gepreßt.

Dann ließ sie kurz entschlossen das elektrische Licht aufflammen.

Wir saßen alle und zwinkerten mit den Augen.

„Wir müssen uns erst wieder an das Helle gewöhnen," sagte irgend jemand.



Hinter Gitterfenstern.

Von M. Elsner.

Mit 11 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Die Freiheitsentziehung als Strafmittel für begangene Verbrechen oder Vergehen ist eine Einrichtung, die weder das Altertum noch das Mittelalter kannten. Untersuchungs- und Schuldgefängnisse freilich gab es auch schon bei den Alten; der überführte Verbrecher aber, sofern er nicht in mehr oder weniger barbarischer Weise an Leib und Leben gestraft wurde, sühnte seine Schuld zumeist durch Sklaverei, Geld oder Verbannung. Auch die drakonische Justiz des Mittelalters konnte meist der Strafgefängnisse entraten. Auf die Mehrzahl der Verbrechen gegen Person und Eigentum des Nächsten stand der Tod, und Vergehungen von minderer Schwere wurden in der Regel durch körperliche Züchtigung geahndet. In südlichen Ländern gab es daneben auch die Galeerenstrafe, das heißt die Verwendung von Verbrechern für das Rudern von Schiffen. Eine Nachahmung dieser Strafart war es, als man im nördlichen Europa für nicht todeswürdige Verfehlungen die Ketten- und Karrenstrafe einführte, indem man die gefesselten Missetäter zur Arbeit an Festungs- und Wegebauten zwang. Hierin und in der Einrichtung von Zucht- oder Besserungshäusern für Landstreicher, Bettler und anderes fahrendes Volk sind die Anfänge des modernen Gefängniswesens zu

suchen, dessen von vielen Seiten begehrte Umgestaltung gerade jetzt wieder eine sehr lebhaft umstrittene Frage bildet.

Noch in den letzten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts war in fast allen europäischen Ländern

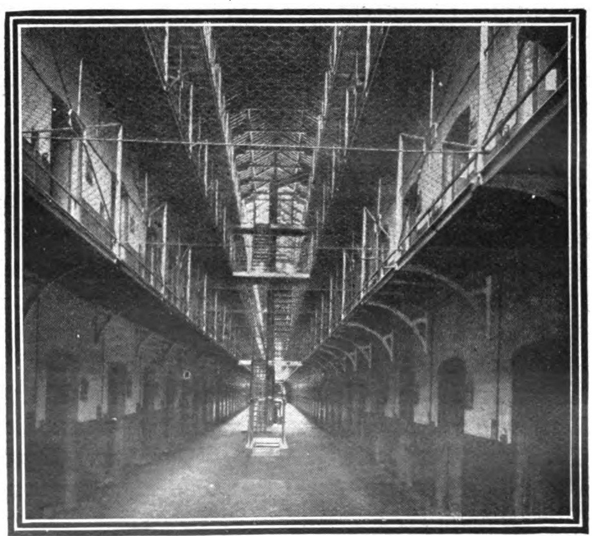


Photo: Bulbeck.

Ein Gefängniskorridor.

die Beschaffenheit der Strafgefängnisse und die Behandlung der unglücklichen Gefangenen eine allen Geboten der Menschlichkeit hohnsprechende. Schriften wie die des Engländers Howard entwerfen wahrhaft erschütternde Bilder von Roheit und Unverstand auf der einen wie von entsetzlichem Elend und namenlosem Jammer auf der anderen Seite, und es ist nicht daran zu zweifeln, daß überdies die schlimmsten der hinter verschwiegenen Kerkermauern verübten Greuel der

Öffentlichkeit verborgen blieben. Zu den kulturellen Errungenschaften des neunzehnten Jahrhunderts ist also auch die Reform des Gefängniswesens zu zählen, die allerdings nicht mit einem Schlage, sondern nur Schritt für Schritt unter dem starken Druck der öffentlichen Meinung erfolgte, und die selbst bis zum heutigen Tage noch nicht mit allen Übelständen hat aufräumen können.

Die Entziehung der Freiheit auf kürzere oder längere Dauer ist heute in allen Kulturstaaten das Hauptstrafmittel, welches das Kriminalrecht kennt, und die für die Bemessung dieser Strafe je nach der Schwere und Gemeingefährlichkeit der Verfehlung geltenden Grund-

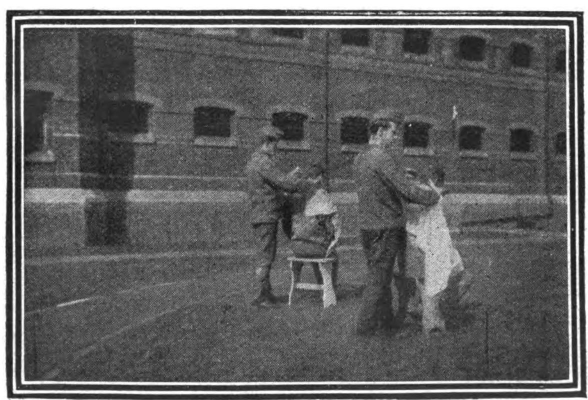


Photo: Bulbeck.

Das Scheren neu eingelieferter Sträflinge.

sätze weichen bei den einzelnen Völkern nur wenig voneinander ab. Viel größer aber sind die Verschiedenheiten im Vollzuge der erkannten Freiheitsstrafen, denn von den mancherlei Systemen, die sich namentlich im Lauf der letzten Jahrzehnte auf dem Gebiete des

Gefängniswesens herausgebildet haben, konnte bisher kein einziges den einmütigen Beifall der Kriminalisten, der Gefängnissachverständigen und der Philanthropen gewinnen.

Das deutsche Strafgesetzbuch unterscheidet bekannt-

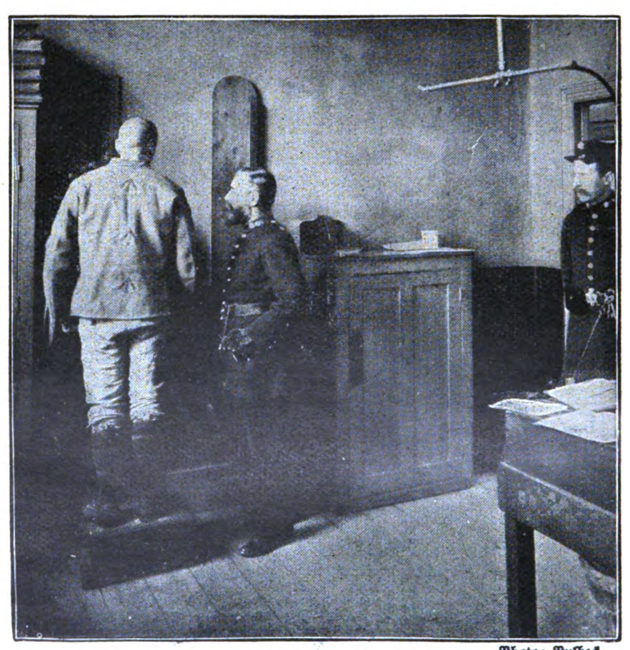


Photo: Bulbeck.

Feststellung des Körpergewichts bei der Aufnahme.

lich vier verschiedene Arten von Freiheitsstrafen, die Zuchthausstrafe für schwere und schwerste Vergehungen, die Gefängnisstrafe, die Festungshaft und für Übertretungen leichtester Art die einfache Haft, bei der die bloße Freiheitsentziehung ohne alle erschwerenden Zutaten den ganzen Inbegriff der Strafe ausmacht.

Die Verurteilung zum Zuchthause kann auf Lebensdauer oder auf beschränkte Zeit erfolgen. Die Strafe ist mit Arbeitszwang verbunden, und die Sträflinge können nach dem Ermessen der Verwaltung, unabhängig von ihrem eigenen Willen, sowohl innerhalb wie außerhalb der Anstalt beschäftigt werden.

Die Dauer der Gefängnisstrafe, die über einen Schuldigbefundenen verhängt werden kann, wechselt



Photo: Bulbeck.

Neu eingelieferten Sträflingen wird die Hausordnung vorgelesen.

nach den Bestimmungen des Reichsstrafgesetzbuches zwischen eintägiger bis fünfjähriger Dauer. Die Verurteilten können nach dem Ermessen der vollstreckenden Behörde und müssen auf ihr Verlangen in einer ihren Fähigkeiten entsprechenden Weise beschäftigt werden. Eine Verwendung außerhalb der Anstalt darf jedoch nur mit ihrer ausdrücklichen Zustimmung erfolgen.

Die Festungshaft besteht in Freiheitsentziehung mit Beaufsichtigung der Beschäftigung und der Lebensweise des Verurteilten. Ihre Verbüßung braucht aber nicht notwendig in Festungen zu geschehen, sondern kann auch in Gefängnissen oder anderen von der Vollstreckungsbehörde bestimmten Örtlichkeit erfolgen.

Am meisten umstritten ist aus naheliegenden Gründen das zweckmäßigste System für den Vollzug der Zuchthausstrafen, denn abgesehen davon, daß es sich hier um die Behandlung von Leuten handelt, die nach der Art ihrer Verfehlungen mit verhältnismäßig wenigen Ausnahmen als besonders gefährliche Feinde der gesellschaftlichen Ordnung angesehen werden müssen, zwingt auch schon der Umstand, daß die meisten einen Lebensabschnitt von beträchtlicher Dauer hinter den Mauern des Zuchthauses zuzubringen haben, zu ernstester Erwägung der Frage, wie einer vom Strafgesetz selbstverständlich nicht beabsichtigten gesundheitlichen oder moralischen Schädigung der Sträflinge vorzubeugen ist.

Eine einheitliche, von allen oder den meisten Staaten anerkannte Norm hat dafür, wie schon erwähnt, bisher nicht gefunden werden können. Von der ursprünglichen Gepflogenheit, alle Verbrecher ohne Unterschied zusammenzusperren, ist man freilich längst abgekommen, aber die Frage, ob dem nach bestimmten Gesichtspunkten geregelten Gemeinschafts- oder dem Isoliersystem der Vorzug zu geben sei, ist noch ungelöst.

Beide Arten der Strafvollstreckung haben unzweifelhaft ihre Vorzüge und ihre Nachteile. Die in einigen deutschen Zuchthäusern streng durchgeführte Isolierhaft, bei der kein Gefangener den anderen sehen darf, kann insofern von günstiger Wirkung sein, als die Einsamkeit den Verbrecher leichter zu reuiger Einkehr bewegt,



Photo: Bulbeck.

In der Gefängnisküche.

und der ausschließliche, ungestörte Umgang mit dem Beamtenpersonal und dem Seelsorger bei angemessener Behandlung bessere und fruchtbringendere Eindrücke hinterläßt als die Gesellschaft von in der Mehrheit moralisch sehr tief stehenden Genossen. Anderseits sind der Anwendung des Isoliersystems gewisse Schranken gezogen durch den Umstand, daß sie von jugendlichen, kränklichen und nervös reizbaren Personen nur unter schweren Nachteilen für ihre geistige und körper-

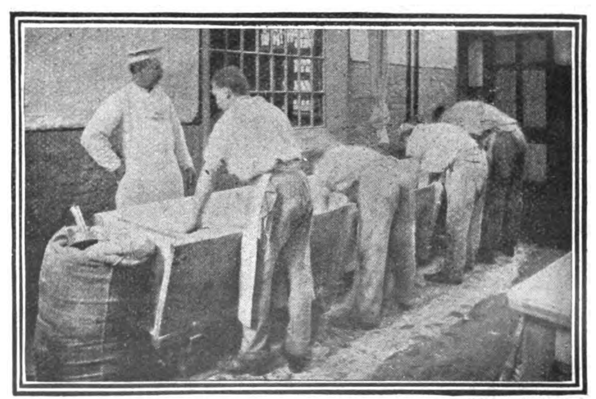


Photo: Bulbeck.

In der Backstube.

liche Gesundheit ertragen wird, und daß selbst widerstandsfähige Naturen, auch wenn sie im Anfang mit ihrer Absonderung durchaus einverstanden waren, nach Ablauf einer längeren Zeit unter der bis an die äußerste Grenze des Möglichen durchgeführten Isolierung schwer zu leiden pflegen.

Das Königreich Belgien dürfte denn auch der einzige Staat in Europa sein, der ganz allgemein und für alle Strafarten von dem Zellensystem Gebrauch macht, mit der einzigen Einschränkung, daß die Isolie-



Photo: Gulbeck.

In der Schneiderwerkstatt des Gefängnisses.

rung einen Zeitraum von zehn Jahren nicht überschreiten darf.

Viel mehr Fürsprecher findet im allgemeinen das mit dem Schweigegebot verbundene Gemeinschaftssystem, dessen erste Voraussetzung allerdings eine sorgfältige Verteilung der Gefangenen nach Geschlecht und Alter, Art des Verbrechens, Bildung, körperlicher Leistungsfähigkeit und so weiter bildet. In der Schwierigkeit einer solchen Verteilung liegen die hauptsächlichsten Nachteile dieses Systems. Auch ist das Sprechverbot bei gemeinsamer Beschäftigung an und für sich etwas so Unnatürliches, daß es ständige Zuwiderhandlungen und damit eine übergroße Zahl von Disziplinarstrafen notwendig immer im Gefolge haben muß.

Immerhin sind es heutzutage noch die meisten Strafanstalten, die sich dieses Systems bedienen, und die große Verschiedenheit der erzielten Resultate erklärt sich wohl vornehmlich aus der größeren oder geringeren Eignung der leitenden Persönlichkeiten für die Anforderungen ihres so überaus schwierigen und verantwortungsvollen Amtes.

Als eines der besten Zuchthäuser gilt das von Wormwood-Scrubbs im Nordwesten Londons, und an der Hand einer Anzahl von wohlgelungenen Aufnahmen gewähren wir darum unseren Lesern einen Einblick in das dem Auge der Öffentlichkeit sonst entzogene Innenleben dieser Strafanstalt.

Eine mit der unerläßlichen Strenge sehr wohl vereinbare Humanität ist der oberste Grundsatz für die Behandlung der Sträflinge von Wormwood-Scrubbs. Sie widmet dem leiblichen Wohlbefinden der Gefangenen eine besondere Sorgfalt. Jeder von ihnen wird bei der Einlieferung, nachdem er von anderen Sträflingen geschoren und rasiert und mit der Gefängniskleidung

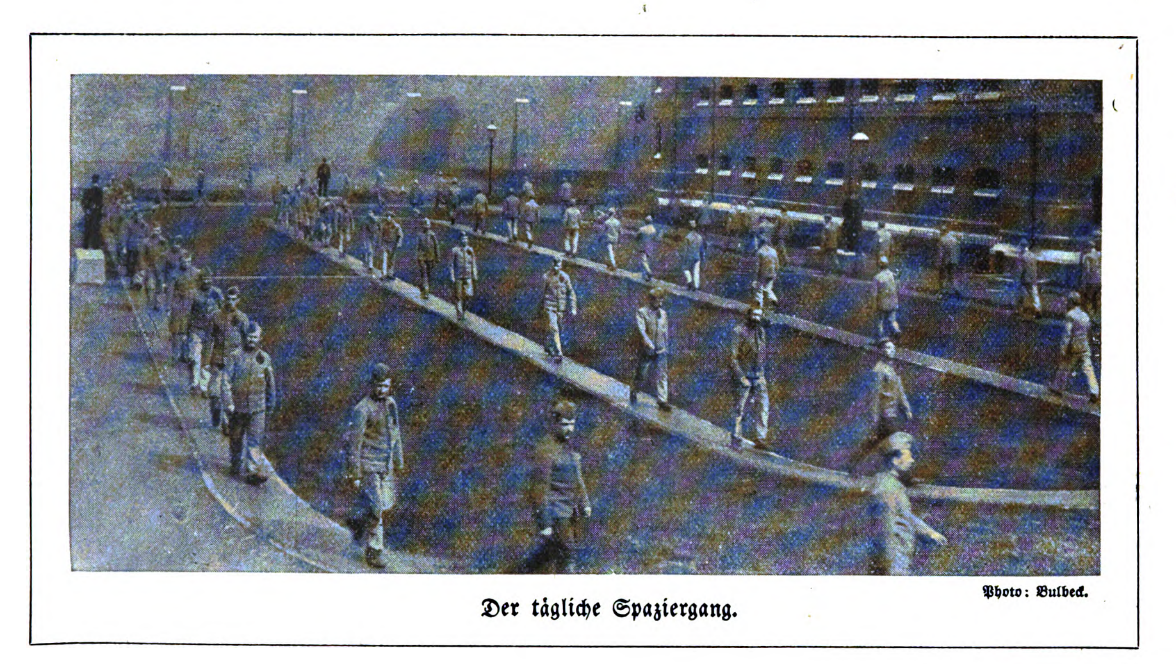


Photo: Bulbeck.

Der tägliche Spaziergang.

versehen ist, einer sorgfältigen ärztlichen Untersuchung unterzogen. Auch sein Körpergewicht wird festgestellt, um in gewissen Zwischenräumen durch erneute Wägungen nachgeprüft zu werden. Da ergibt sich denn allerdings fast ausnahmslos eine sehr beträchtliche Abnahme, der vorzubeugen bisher nicht gelungen ist, obwohl die Ernährung — abgesehen von dem sehr empfindlichen Mangel an grünen Gemüsen — eine unzulängliche kaum genannt werden kann.

Die Gefangenen erhalten morgens einen Napf voll Haferschleim und ein ausgiebiges Stück guten Brotes, Mittags Fleisch, Kartoffeln und Brot und abends Brot und Kakao, sind also besser versorgt, als sich's in London eine große Anzahl freier Arbeiter zu leisten vermag.

Die hellen und luftigen Zellen, in denen die Sträflinge während der Nacht isoliert werden, liegen an langen Korridoren, die so in den Stockwerken verteilt sind, daß von einem Punkte aus die Zellentüren sämtlicher Stockwerke gleichzeitig übersehen und beobachtet werden können. Den Zugang vermitteln eiserne Galerien, die vor den Zellentüren hinlaufen. Da in Strafanstalten von dieser Bauart die Gefangenen sehr geneigt sind, Selbstmordversuche durch Hinabstürzen in die Tiefe zu unternehmen, wenn sie über diese Galerien geführt werden, hat man in der Höhe der einzelnen Stockwerke Drahtnetze ausgespannt, die Verletzungen ernsterer Natur bei einem Herabstürzen fast unmöglich machen.

Wie in allen Strafanstalten, werden die Häftlinge auch hier zu ständiger Arbeit angehalten, und es sind je nach ihrer Leistungsfähigkeit und Vorbildung die verschiedenartigsten Beschäftigungen, denen sie sich unterziehen müssen. Einer besonderen Beliebtheit bei

den Gefangenen erfreut sich die Schneiderei, einmal, weil sie an den Körper keine zu hohen Anforderungen stellt, vornehmlich aber, weil sie nach der Versicherung der Sträflinge besser als jede andere Tätigkeit geeignet ist, die Gedanken zu beschäftigen und von unerfreulichen Betrachtungen abzulenken.

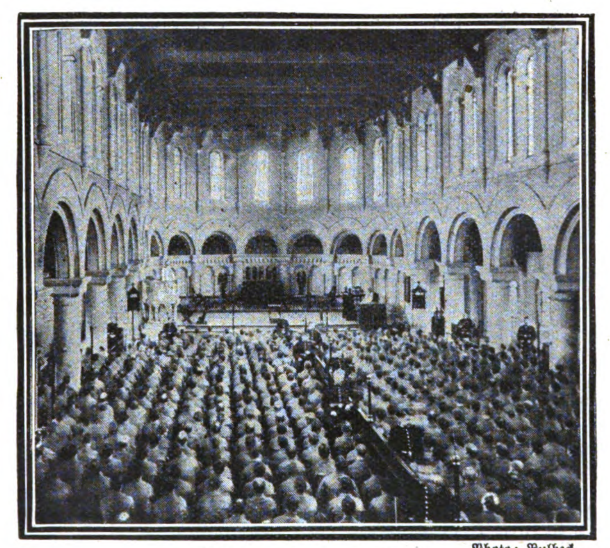


Photo: Bulbeck.

Sträflinge in der Kirche.

Geradezu als eine Vergünstigung jedoch wird die Beschäftigung in der Backstube oder in der Küche angesehen, schon deshalb, weil das Schweigegebot hier nicht mit derselben Strenge durchgeführt wird wie in den Werkstätten. Ein bestimmtes tägliches Arbeitspensum ist überall für den einzelnen vorgesehen. Von dem, was er über dieses — allerdings nicht sehr knapp bemessene — Pensum hinaus leistet, fließt ihm ein

Verdienstanteil zu, der ihm bei der Entlassung ausgehändigt wird, den er aber teilweise auch zur Verbesserung seiner Kost durch allerlei außergewöhnliche Zutaten, sowie zur Beschaffung von Schnupftabak verwenden darf.

Die Bestimmungen der Hausordnung, die allen neu eingelieferten Sträflingen vorgelesen wird, wobei sie behufs besseren Aufmerkens ihr Gesicht nicht dem vorlesenden Beamten, sondern der Wand zukehren müssen, sind naturgemäß sehr streng und mit einer nicht geringen Zahl von Strafandrohungen gespickt. Die Disziplinarmittel bestehen ebenso wie in den festländischen Zuchthäusern in Dunkelarrest und zeitweiliger Herabsetzung der Beköstigung auf Wasser und Brot. Grobe Widersetzlichkeit und andere schwere Verfehlungen gegen die Anstaltsdisziplin aber werden noch immer mit Prügelstrafe geahndet. Der „Triangel“, ein Gerüst, das eine gewisse fatale Ähnlichkeit mit einer Guillotine aufweist, ist die von jedem Sträfling weidlich gefürchtete Vorrichtung für den Vollzug der körperlichen Züchtigung. Eine Abstufung gibt es auch hier noch insofern, als leichtere Vergehungen mit der Rute, schwerere aber mit der — auch auf unserer Abbildung sichtbaren — „neunschwänzigen Katze“ gestraft werden, die bis in die jüngste Vergangenheit hinein auch den englischen Rekruten und Matrosen gar wohl bekannt war.

Zu den „Vergnügungen“ in Wormwood-Scrubbs gehören der tägliche Spaziergang, den die Sträflinge in genau vorgeschriebenen Abständen auf einer asphaltierten Gehbahn des Gefängnishofes abzumachen haben, die Sonntagslektüre, der Schulunterricht, der sich naturgemäß auf die Elementarfächer beschränkt, und der regelmäßige Kirchenbesuch.



Photo: Bulbeck.

Musterung des Gefängnispersonals durch den Generalinspektor.

Sowohl für den Spaziergang, wie für die Schule und die Kirche ist das Gemeinschaftssystem beibehalten,

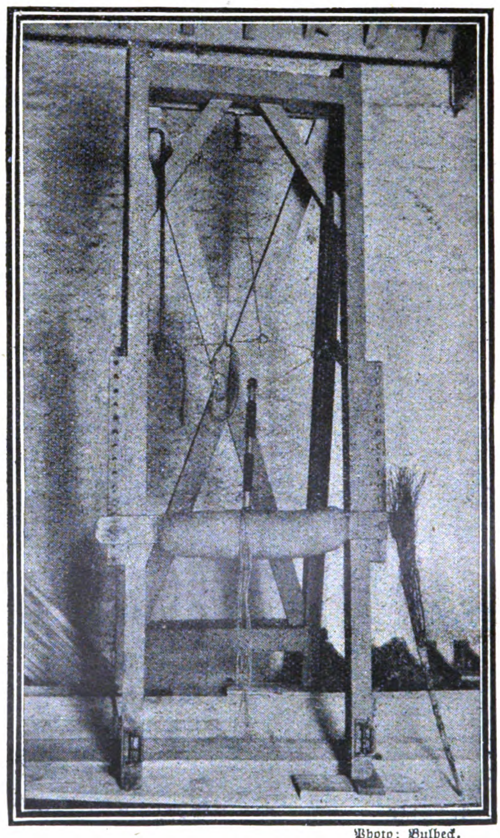


Photo: Bulbeck.

Vorrichtung zum Vollzug der Prügelstrafe.

das heißt die Gefangenen brauchen weder eine Gesichtsmaske zu tragen, noch in kleinen, käfigartigen Einzelverschlägen zu sitzen, die, wie in vielen deutschen

Zuchthäusern, jedem von ihnen nur gestatten, den Lehrer oder den Geistlichen zu sehen, während der Anblick ihrer Mitgefangenen ihnen auch in der Schule und in der Kirche entzogen bleibt.

Es mag eine offene Frage sein, inwiefern die englischen Einrichtungen des Strafvollzuges vor den unserigen den Vorzug verdienen und in welchen Punkten sie hinter ihnen zurückstehen. Eine britische Einrichtung aber, die bei uns unbekannt ist, wäre unter allen Umständen der Nachahmung wert, die Bestellung eines Generalinspektors nämlich, dem die Kontrolle über die einzelnen Strafanstalten obliegt, und dem das gesamte Gefängnispersonal, vom Direktor bis zum letzten Wärter, unterstellt ist. Allen Übergriffen und Pflichtwidrigkeiten einzelner Anstaltsleiter, wie sie in anderen Ländern bei der fast unumschränkten Gewalt dieser nicht immer von dem rechten Geiste erfüllten Herren des öftern vorkommen, kann dadurch in wirksamer Weise vorgebeugt werden.





Die unheimliche Braut.

Humoreske von Hermann Roemer.

Traulich klapperte meine Papiermühle am rauschenden, erlenumsäumten Bach, anmutig breiteten sich die zaubergrünen Wiesen in dem von felsigen Höhen begrenzten Tale aus. Droben auf den Hügeln rauschten im leisen Abendwind die dunklen Tannen, und zwischen ihnen schaute die Abendröte mit glühenden Augen herein in den schattigen Grund.

So lieblich alles, so idyllisch! — Und doch blickte ich, als ich unter einer Linde vor meinem Hause lag, recht wehmütig in die Abendglut. Was half mir das reizvolle Bild ringsumher, der Anblick der grünen Flächen, der rauschenden Tannen, der Besitz der klappernden Mühle, wenn mir wie das Schwert des Damokles die Gewißheit über dem Haupte hing, daß alles mir entrissen werden würde, ehe drei Monate ins Land gingen? Die Mühle war schon vom Urgroßvater her Eigentum meiner Familie. Ich hatte sie erst vor zwei Jahren vom Vater geerbt, aber durch Auszahlung mehrerer Geschwister und zwei kurz aufeinander folgende Bankerotte großer Absatzfirmen ward ich der Mittel zum rationellen Weiterbetriebe beraubt und sah mich bald in der ärgsten Klemme. Was nun anfangen?

Nicht wahr, das fängt keineswegs wie eine Humoreske an? Aber der Humor kommt schon noch, das heißt er kam an jenem Abend schon in der Person

eines alten Bekannten, des Försters Brunner, der, behaglich seine Pfeife schmauchend, gerade vorbeiging.

„Na, lieber Roemer, schon wieder so griesgrämig?“ redete er mich gemütlich an.

Er hatte gut gemütlich sein mit seinem behaglichen Dienst, seinem festen Gehalt und seiner Pension.

„Muß wohl, Herr Förster,“ gab ich ihm zur Antwort. „Die Zustände sind danach.“

Er blieb stehen, tat einige besonders mächtige Züge und meinte dann: „Müssen's doch nicht so tragisch nehmen! Donnerlüttchen, Mann, Sie sind doch jung und ein schneidiger, kräftiger, adretter Kerl! Werden schon anderswo was finden!“

„Leicht gesagt, Herr Förster! Es ist das Erbteil meiner Väter, die Papiermühle — mir bricht das Herz, wenn ich mich von ihr trennen muß!“

„Die Mühle kommt also wirklich unter den Hammer?“

„Kann's nicht verhindern. Wollte ich's abwenden, so müßte ich wenigstens fünfzigtausend Mark haben. Woher die nehmen und nicht stehlen?“

„Hm — hm.“ Er qualmte eine volle Minute wie ein Fabrikschornstein. „Warum heiraten Sie nicht?“ fragte er dann plötzlich.

„Heiraten?“

„Na ja — Frau mit Geld — hilft sich mancher damit.“

Ich lächelte spöttisch und erwiderte: „Die Frauen mit Geld sind nicht so häufig wie Ihre Bucheckern, lieber Förster, und auch nicht so versessen auf ruinierte Fabrikanten und Kaufleute. Wenn ich Ihren guten Rat auch wirklich befolgen wollte, wo sollte ich eine reiche Frau hernehmen?“

Er qualmte wieder geraume Zeit, bevor er mit seiner

billigen Weisheit herausrückte: „Setzen Sie doch ein reelles Heiratsgesuch in die Zeitung. Frau mit Kapital, häuslich und gut erzogen und so weiter — geschieht ja so oft, und wer weiß, vielleicht beißt doch was an."

Wir sprachen noch mancherlei, ehe Brunner weiterging, sein Vorschlag aber hatte in meinem verzweifelten Herzen Wurzel geschlagen. Ich hatte mich bisher wenig um das ewig Weibliche bekümmert, nur einmal als Einjähriger einen leider ziemlich unglücklich ausgehenden Liebeshandel gehabt. Mein Herz war frei, die Versuchung groß.

Schon zwei Tage später sandte ich das Inserat unter Beobachtung aller möglichen Vorsichtsmaßregeln an die Expedition einer der größten Zeitungen der Hauptstadt.

„Wird wohl niemand so dumm sein, darauf hereinzufallen!" dachte ich bei mir.

Aber schon wenige Tage danach hielt ich fünf Offerten in den erwartungsvollen Händen. Drei davon konnte ich allerdings gleich zerreißen, die vierte legte ich vorläufig zurück und wandte meine Aufmerksamkeit ernstlich der fünften zu.

„Sehr geehrter Herr! Auf Ihr hoffentlich ehrlich gemeintes Inserat hin wäre ich nicht abgeneigt, mit Ihnen zu gedachtem Zwecke in Verbindung zu treten. Ich bin dreiundzwanzig Jahre alt, völlig unabhängig, besitze zweihunderttausend Mark Vermögen und glaube auch sonst so übel nicht zu sein. Erbitte Antwort unter E. S. 100 an die Expedition."

Das war kurz und erbaulich. Wahrhaftig erbaulich! Zweihunderttausend Mark Vermögen — und erst dreiundzwanzig Jahre alt!

War das menschenmöglich?

Wenn es umgekehrt gewesen wäre — zweihundert-

tausend Jahre alt und dreiundzwanzig Mark Vermögen, ja dann — aber so!

Es war Unsinn, konnte ja gar nicht sein! Ein junges Mädchen mit zweihunderttausend Mark braucht keine Heiratsgesuche zu beantworten. Sicherlich waren hier ein paar Schreibfehler untergelaufen.

Oder es erlaubte sich jemand einen Ulk mit mir.

Letzteres war das wahrscheinlichste. Kein Zweifel — ein fauler Witz!

Aber die zweihunderttausend lockten und blendeten.

Wenn doch vielleicht! Hm — wenn schon, denn schon! Ist's ein Ulk, so läßt sich's eben nicht ändern, kostet ja nur einen Brief.

Hingesetzt, geschrieben! Nicht abgeneigt — bitte um Photographie oder persönliche Zusammenkunft — strengste Diskretion Ehrensache und so weiter.

Die Antwort kam umgehend.

„Freitag in der Abendkühle,
Wenn die Glocke sieben schlägt,
Werd' ich bei der Weidenmühle,
Wo die Linde Beeren trägt,
Eine weiße Rose an der Brust,
Langsam wandeln, Ihrer Näh' bewußt."

Dies Verschen bestärkte mich zwar in meiner Überzeugung, daß man mir eine Falle stellen wollte, ich beschloß aber trotzdem, das Abenteuer zu bestehen. Der Ort der Zusammenkunft war nur eine Stunde entfernt, und die bezeichnete alte Linde kannte ich ganz genau. Der Blitz hatte vor langen Jahren den mächtigen Stamm zersplittert und einen gewaltigen Ast abgeschlagen. In dem so entstandenen Hohlraum hatte sich Erde angesammelt, und darauf grünte kreuzfidel ein Stachelbeerstrauch, der sogar Beeren trug. Die Schreiberin kannte die Linde und die Weidenmühle

aber auch — und das stimmte mich wieder etwas nachdenklich. Aber die zweihunderttausend schlugen alle Bedenken zu Boden.

Freitag abend dreiviertel sieben stand ich bei der Stachelbeerlinde, aufmerksam die Allee rechts und links hinabsehend.

„Dreiundzwanzig Jahre — zweihunderttausend Mark,“ murmelte ich. „Wenn's kein Schabernack ist, wird's wohl ein Muster von Häßlichkeit sein, einen Buckel haben oder einen Klumpfuß — oder sie wird einäugig sein, oder — o weh, o weh!“

Niemand kam, und ich setzte mich auf die Bank unter der Linde, um den äußersten Termin wahrzunehmen.

Da vernahm ich plötzlich ein helles Lachen hinter mir, eine melodische Stimme sagte: „Guten Abend,“ und ich erblickte, mich umwendend — nein, ich erblickte eigentlich nichts mehr, ich schwamm in einem Ozean von Wonne und Trunkenheit!

Vor mir stand ein reizendes junges Mädchen im weißen Sommergewand, blauäugig, mit vollem lichten Blondhaar, schlank und hochgewachsen, mit einem Worte ein wahrer Engel in Menschen- oder besser in Mädchengestalt, denn mit Männern sind meines Wissens Engel bisher nicht verglichen worden.

Daß sie es war, daran ließ die duftig weiße Rose an der Brust keinen Zweifel.

Und verkrüppelt war sie auch nicht, weder buckelig noch klumpfüßig noch einäugig!

Um so auffälliger war es. Denn wenn sie es aufrichtig meinte, wirklich aufrichtig, so — so mußte dann ein anderes Etwas im Staate Dänemark faul sein. Gewiß trat dann der gefürchtete Schreibfehler in Kraft. Zweihunderttausend — vielleicht eine Null oder gar zwei

Nullen zu viel waren ihr aus der Feder gerutscht. Doch dann war sie eine Betrügerin — und so sah sie nicht aus. Sie blickte so lieb, so aufrichtig, so vornehm — sonderbar! Ein Mädchen wie sie hätte mit keinem Pfennig Vermögen sicher keines Heiratsgesuchs bedurft. Die Sache mußte doch einen Haken haben!

Allerdings war jetzt keine Zeit, ihn zu suchen. Ich befand mich auch gar nicht in der Stimmung dazu. Ich war wie berauscht von dem süßen Geschöpf, mit dem ich bald in ein anziehendes Geplauder vertieft war.

Ich schilderte ihr offen meine Verhältnisse. Sie nickte nur lächelnd und sagte: „Wenn Sie mich lieben können, so ist Ihrem Unglück ja bald abzuhelfen. Ich bin reich und selbständig — nur wünsche ich nicht, daß Sie mich allein um des Geldes willen heiraten.“

Ich beteuerte ihr, nachdem ich sie gesehen, hätte ich der Bedingung des Gesuchs ganz vergessen, sofern mich nicht meine Wahrheitsliebe zur Darstellung der Sachlage gezwungen hätte.

Das schien ihr zu gefallen, und — kurz und gut, wir wurden noch am selben Abend einig. Elise Selzer gab mir einen Kuß und ihre Adresse, ich begleitete sie auf den Bahnhof und wankte dann wie ein Trunkener überselig nach Hause. —

Am nächsten Morgen kehrten meine Bedenken mit verdoppelter Wucht zurück.

Ein so herrliches Mädchen, so reich — denn die Bestätigung hatte ich ja nun aus ihrem eigenen Munde — und sie antwortet auf Heiratsgesuche, wirft sich dem ersten besten an den Hals!

„Wenn ich auch nicht der erste beste bin,“ sagte ich zu mir, „so doch immerhin ein armer Teufel in kritischer Lage. Die Sache m u ß einen Haken haben!“

Aber was für einen? Das liebliche Geschöpf

ward mir unheimlich. Häßlich war sie nicht, alt nicht, dumm nicht, sie besaß kein Gebrechen, war vielmehr die Anmut und Klugheit selber, und auch gutherzig offenbar — da mußte der Hase also wo anders im Pfeffer liegen.

So sehr sie es mir angetan, gedachte ich doch nicht ganz blind ins Unglück zu rennen. Ich fuhr nach der Hauptstadt und zog Erkundigungen ein.

Ein Kunde von mir kannte sie genau. Er ahnte übrigens den Zweck meiner Nachforschung nicht.

„Wohl ein überspanntes Ding?“ fragte ich. „Aufgeblasen, eitel, gefallsüchtig?“

„Ganz und gar nicht. Ein reizendes, durchaus verständiges Mädchen!“

„Aber wohl mit etwas — nun mit Vergangenheit?“

„Ich bitte Sie — hochgeachtete Familie vom besten Rufe!“

Die Braut ward mir immer unheimlicher.

„Wohl viele Freier gehabt? Öfters verlobt gewesen?“

„An Bewunderern und Bewerbern kann es einem solchen Mädchen ja nicht fehlen, aber verlobt war sie noch nicht. Sie scheint wählerisch zu sein.“

„Vielleicht unglückliche Liebe gehabt? Racheschwur getan, den ersten besten zu heiraten?“

„Wie kommen Sie nur auf so schnurrige Ideen? Ihre beste Freundin verkehrt bei uns, daher sind wir ganz genau unterrichtet. Keine Ahnung von so etwas!“

Immer unheimlicher wurde mir zumute. Ich stellte weitere Nachforschungen an. Umsonst! Es war kein Verbrechen in ihrer Familie vorgekommen, kein besonderes Ereignis, nichts Geheimnisvolles.

Ich liebte sie immer toller, je länger unser Verkehr

dauerte, aber das Gefühl ihrer Unheimlichkeit ward immer größer in mir.

Zuletzt forschte ich sogar ihren Hausarzt aus. Ich sagte ihm die Wahrheit und versicherte mich seiner Verschwiegenheit. „Sind in der Familie etwa gefährliche Krankheiten vorgekommen?“

„Niemals. Eltern, Großeltern kerngesund.“

„Und Fräulein Elise ist nicht etwa belastet mit Wahnsinn oder dergleichen?“

„Mit nichts als einem gewichtigen Geldsack,“ scherzte der Doktor.

Ich lachte und ging, aber meine Braut war mir von Stund an unheimlicher als je.

So war ich endlich glücklich — und doch auch unendlich unglücklich! Der Haken störte mich immer mehr.

Ich fragte sie schließlich selber, wie sie auf die Idee gekommen sei, mein Gesuch zu beantworten, da sie doch Männer in Hülle und Fülle hätte haben können, aber sie lachte nur, sagte: „Das erfährst du erst nach der Hochzeit,“ und schloß mir mit einem Kuß den Mund.

Zwei Monate später standen wir vor dem Altar. So reich, so wunderbar schön, so gut und edel — und durch ein Heiratsgesuch meine Frau!

„Der Haken, der schreckliche Haken!“ dachte ich. „Vielleicht ist er so groß, daß du dich gleich daran aufhängen kannst!“ —

Als wir uns allein befanden, war meine erste Frage an sie: „Nun, Elise, nun stille endlich meine Neugier. Warum hast du gerade mein Gesuch beantwortet? Oder war es nicht das einzige?“

Sie lachte errötend und erwiderte, ihren Kopf an meiner Brust bergend: „Natürlich war es das einzige, du törichter Mann! Und mit voller Absicht gerade

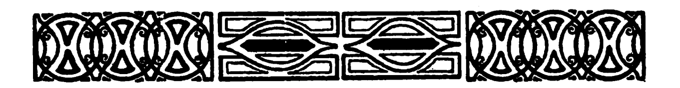
wählte ich deines aus, eben weil es — das deine war!“

„Aber du kanntest mich ja gar nicht?“

„Meinst du? War ich nicht während des vorigen Sommers zwei Monate bei Förster Brunner in der Sommerfrische? Da hab' ich dich oft gesehen und beobachtet. Du warst so fleißig und doch so sorgenvoll, und ein so schöner Mann! Walter — ich liebte dich schon damals und konnte dich nicht wieder vergessen. Aber ich konnte mich dir doch nicht antragen, wußte ja auch gar nicht, ob du nicht längst gebunden warst. Da kam vor einigen Monaten der Förster mit seiner Frau auf Besuch in die Stadt. Die Rede kam auch auf dich. Da erzählte er von deiner Drangsal und daß er dir ein Heiratsgesuch angeraten hätte. ‚Und denken Sie, Fräulein,‘ rief er und lachte gerade heraus, ‚heut abend steht's wirklich in der Zeitung! Lesen Sie nur — es kann niemand anders sein als er!‘ — Ich las, und die ganze Nacht schloß ich kein Auge. Und am anderen Tag schrieb ich. Zürnst du mir deshalb?“

Ich gab meinem Zorne mit einem Dutzend Küssen gebührenden Ausdruck.

Von dem Augenblicke an war mir meine liebe, süße Elise nicht mehr unheimlich.



Die Inhaberin der Weltmeisterschaft im Bergsport.

Von Rud. Hendrichs.

Mit 10 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Vor wenigen Monaten noch konnte es als unbestritten gelten, daß der in Chile gelegene Akonkagua mit 6970 Meter Meereshöhe die bedeutendste Erhebung der südamerikanischen Kordilleren sei; einer unternehmenden und unerschrockenen jungen Dame, der Amerikanerin Annie S. Peck, war es vorbehalten, ihm diesen Rang zugunsten des Nevado de Huaskan oder Huaskaran in Peru streitig zu machen und gleichzeitig für sich selber einen Weltrekord auf dem Gebiete des Bergsports aufzustellen, denn wenn es zutrifft, daß der Huaskaran nicht, wie die bisherige Schätzung lautete, 6721 Meter, sondern ungefähr 7300 Meter hoch ist, so darf Fräulein Peck, die als das erste menschliche Wesen seinen nördlichen Gipfel erstieg, den Ruhm in Anspruch nehmen, eine bisher noch von keinem anderen erklommene Bergeshöhe erreicht zu haben.

Der Inhaber der Bergfexenweltmeisterschaft war bis dahin ein Herr W. W. Graham gewesen, der es im Himalaja bis auf ungefähr 7200 Meter gebracht hatte, und wenn auch die Differenz, wie man sieht, keine sehr beträchtliche, die von Fräulein Peck ermittelte Höhe des Huaskaran überdies noch keine mit wissenschaftlicher Unanfechtbarkeit festgestellte ist, so darf doch der

kühnen Bergsteigerin um der von ihr bewiesenen und bei einem weiblichen Wesen doppelt bewunderungswürdigen Tapferkeit, Energie und Ausdauer willen der nachdrücklich beanspruchte Lorbeer von Herzen ver-



Der Doppelgipfel des Huaskaran.

gönnt werden. Ein vergnüglicher Spaziergang nämlich war die von ihr durchgeführte Hochtour sicherlich nicht zu nennen, und ihre anschauliche Schilderung der ausgestandenen Mühseligkeiten und Gefahren läßt es begreiflich erscheinen, daß sie von einer früher unternommenen Besteigung des Akonkagua mit einer ge-

wissen Geringschätzung als von einer gemächlichen Promenade spricht.

Nicht im ersten verwegenen Ansturm ließ sich der bis dahin unbezwungene doppelköpfige Bergriese von der kecken Amerikanerin nehmen. Bis zum Jahre 1904 hatte Fräulein Peck nach ihrem eigenen Geständnis



Indianerhütte bei Matarao.

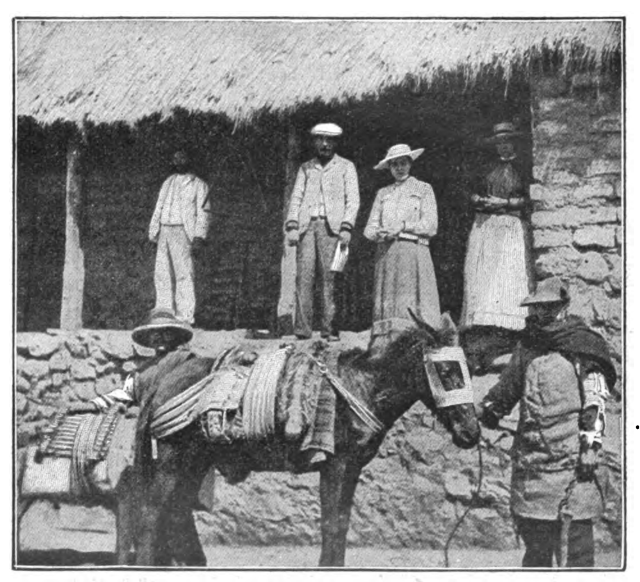
überhaupt nichts von der Existenz des Huaskaran geahnt. Sobald sie aber gehört hatte, daß er dem Akonkagua wahrscheinlich ebenbürtig, wenn nicht vielleicht sogar überlegen sei, ließ es ihr keine Ruhe mehr, bis sie ihn mit eigenen Augen gesehen.

Von dem Städtchen Yungay aus, das 2800 Meter über dem Meere malerisch im Huailastale gelegen ist,

genoß sie zum ersten Male den Anblick der beiden majestätischen Gipfel, die von den Geologen für die gigantischen Kegel eines vor langen Zeiten erloschenen Zwillingsvulkans gehalten werden. Aber ihre mitgebrachte Zuversicht, als erstes menschliches Wesen einen von ihnen zu ersteigen, kam bei diesem Anblick bedenklich ins Wanken. Was sich da schon mit bloßem Auge, noch erschreckender aber durch das Fernglas an schroffen Felswänden und, höher hinauf, an senkrechten Eishängen, Schründen und von zahllosen Spalten zerrissenen Gletschern erkennen ließ, war wohl danach angetan, auch einen erfahrenen und erprobten Hochtouristen zu entmutigen, zumal auch die Voraussetzungen und äußeren Umstände, die für die Ausführbarkeit eines solchen Unternehmens in Betracht kommen, hier keineswegs so günstig waren wie etwa in den europäischen Alpen oder selbst in den Felsengebirgen Nordamerikas.

Darüber, daß sie eine Hochtour, die sich voraussichtlich über eine beträchtliche Reihe von Tagen ausdehnen würde, nicht ohne zuverlässigste Begleitung unternehmen dürfe, war Fräulein Peck selbstverständlich nicht im ungewissen, aber die eingeborenen Indianer, die allein als solche Begleiter zur Verwendung kommen konnten, vermochten ihr nur wenig Vertrauen einzuflößen. Nicht daß es ihnen an redlichem Willen und an sonstigen guten Eigenschaften des Charakters gefehlt hätte, sie erwiesen sich vielmehr durchweg als gutmütige, willige und anhängliche Burschen, aber noch keiner von ihnen war je bis in die Region des ewigen Schnees emporgedrungen, und ihre körperliche Leistungsfähigkeit schien ebenso zweifelhaft als ihre Geistesgegenwart und Zuverlässigkeit in kritischen Augenblicken.

Trotzdem ließ Fräulein Peck sich's nicht verdrießen, einige ernsthafte Proben mit ihnen anzustellen. Sie sorgte für eine bergmäßige Ausrüstung der schlecht gekleideten Leute und bemühte sich, die kräftigsten von ihnen durch kleinere Abstecher für die große Aufgabe zu trainieren, die sie ihnen zugedacht hatte. Im Jahre 1906



Aufbruch der kühnen Bergsteigerin von Matarao.

glaubte sie mit indianischen Trägern die Besteigung versuchen zu dürfen; aber der Versuch endete mit einem kläglichen Mißerfolg und nahm der jungen Amerikanerin auch den letzten Zweifel an der Richtigkeit ihrer schon früher gehegten Vermutung, daß die Bezwingung des Huaskaran nur unter dem Beistande von erprobten europäischen Bergführern möglich sein würde.

Zwei Jahre später, im Juni 1908, verließ sie denn auch New York in Begleitung zweier aus den Alpen verschriebenen Führer, die sie in ihrem Bericht merkwürdigerweise nur mit ihren Vornamen Gabriel und Rudolf bezeichnet. Am 23. Juli landete sie in dem kleinen Hafen von Samanco an der Küste von Peru, und nachdem sie in zehntägigem Ritt die Küstenkordilleren überschritten, erreichte sie am 3. August das wohlbekannte Tal von Huailas mit dem reizend gelegenen Yungay, wo nach kurzer Rast die letzten Vorbereitungen für die geplante Besteigung getroffen wurden. Unter den ihr bereits bekannten Indianern wurden alle, die sich halbwegs bewährt hatten, als Träger angeworben, und am 6. August begann der Anstieg mit einem Ritt nach Matarao, einer Goldmine, die ungefähr 600 Meter höher liegt als Yungay.

Ihre beiden Führer gaben Fräulein Peck von vornherein mancherlei Anlaß zur Unzufriedenheit, besonders dadurch, daß sie trotz des ihnen völlig unbekannten Gebiets ihre Ansichten und Erfahrungen immer über die der Amerikanerin stellten und hartnäckig ihren männlichen Willen auch da durchsetzten, wo einige galante Nachgiebigkeit gegen die Vorschläge der jungen Dame dem Unternehmen zu wesentlichem Vorteil gereicht haben würde. Fräulein Peck setzt den unbefriedigenden Ausgang des ersten Versuches hauptsächlich auf Rechnung dieses starrköpfigen Besserwissens, und die Gründe, die sie anführt, sprechen dafür, daß ihre Auffassung in der Tat keine ganz unberechtigte ist.

Jedenfalls aber schien das Unternehmen von Anfang an nicht sonderlich vom Glück begünstigt. Der Transport des für einen vieltägigen Aufenthalt in den denkbar unwirtlichsten Regionen berechneten Gepäcks bereitete gewaltige Schwierigkeiten; während der ersten Nächte

hatte die kleine Gesellschaft sehr empfindlich unter dem eisigen Sturmwind zu leiden, und nach zwei Tagemärschen mußte Fräulein Peck überdies die unliebsame Entdeckung machen, daß sie für ihren photographischen Apparat versehentlich Films von einem falschen Format mitgenommen hatte. Da sie auf die photographischen Aufnahmen, die gewissermaßen den dokumentarischen

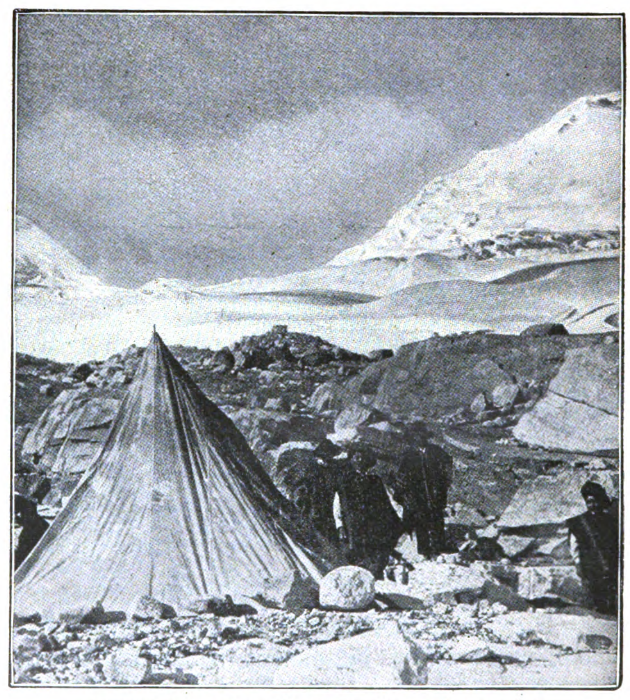


Führer und indianische Träger.

Beleg für ihre mit Sicherheit erhofften Erfolge bilden sollten, unter keinen Umständen verzichten wollte, wurde einer der Indianer nach Yungay zurückgeschickt, um die richtigen Films zu holen, und die Fortsetzung der Tour erfuhr durch das Warten auf seine Rückkehr einen erheblichen Aufschub.

Die außerordentlich dünne Luft der bereits erreichten Höhe begann während der unfreiwilligen Rast bald ihre

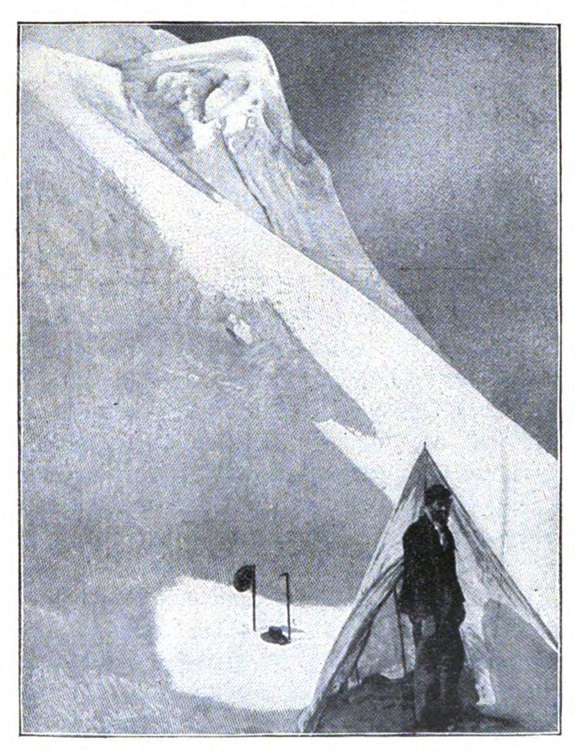
nachteilige Wirkung zu äußern. Fräulein Peck selbst zwar hatte das unausbleibliche Unwohlsein schon am ersten Tage siegreich überwunden, der ältere der beiden Führer aber klagte mehr und mehr über unerträgliche Kopfschmerzen, die den mitgebrachten Arzneimitteln so beharrlich Trotz boten, daß er sich nach Verlauf eines



Lagerplatz vor dem Betreten der Schneeregion.

weiteren Tages außerstande erklärte, das begonnene Unternehmen fortzusetzen. Fräulein Peck mußte ihn nach Yungay zurückkehren lassen und ihre Hoffnungen

auf die größere Widerstandsfähigkeit seines jüngeren Gefährten setzen, der sich in ehrgeizigem Selbstver-



Auf der halben Höhe bis zum Sattel.

trauen bereit erklärt hatte, das Wagnis allein auf sich zu nehmen.

Langsam rückte man etwas höher hinauf, bis der nach den Films ausgesandte Indianer endlich wieder erschien, mit erschöpften Kräften, aber strahlend vor Stolz auf die musterhafte Ausführung seines Auf-

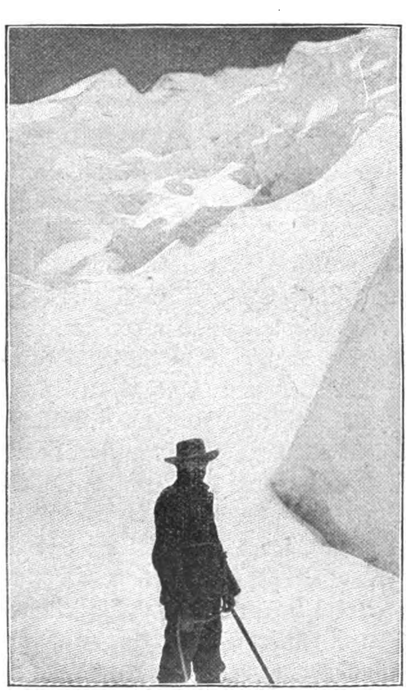
trages. Die Films, die er brachte, hatten denn auch das richtige Format, und ihrer Benützung stellte sich lediglich der dem wackeren Indianer unbekannt gebliebene Umstand entgegen, daß sie sämtlich bereits zu photographischen Aufnahmen gedient hatten. Er hatte trotz der ausführlichsten Beschreibung ein falsches Päckchen erwischt, und da an seine nochmalige Entsendung nicht mehr zu denken war, mußte Fräulein Peck, wenn auch schweren Herzens, für diesmal wohl oder übel auf die bildlichen Belege ihres späteren Reiseberichts verzichten.

Mit größerer Energie als bisher wurde der Aufstieg fortgesetzt. Auf der halben Höhe bis zu der Einsattlung zwischen den beiden Gipfeln stürzte ein mit Fräulein Peck und dem Führer Gabriel durch das Seil verbundener indianischer Träger in eine Gletscherspalte, und als man ihn nach vielen Bemühungen unversehrt wieder zutage gefördert hatte, erwies sich, daß sein Packen mit dem durchaus unentbehrlichen Kochapparat auf dem Boden der Spalte zurückgeblieben war. Es blieb also nichts anderes übrig, als den Führer Gabriel hinabzulassen, und man mußte es als ein großes Glück betrachten, daß ihm die Rettung des wichtigen Gepäckstücks gelang, da man sich ohne dasselbe in einer höchst kritischen Lage befunden haben würde. Diente doch der erwähnte Apparat hauptsächlich zur Gewinnung des nötigen Trinkwassers aus geschmolzenem Schnee.

Je mehr man sich nun der Einsattlung näherte, desto empfindlicher hatte auch der Führer von der dünnen Luft zu leiden, und weil ihr naturgemäß sehr viel daran liegen mußte, seine Kräfte zu schonen, belud sich die unermüdliche Amerikanerin auch noch mit einem guten Teil des ihm zugefallenen Gepäcks, eine

Menschenfreundlichkeit, die ihr nach ihrer Versicherung durch allerlei verdrießliche Bemerkungen über ihr langsames Vorwärtskommen gelohnt wurde.

„Aber ich konnte leider nicht schneller," fügt sie der betreffenden Stelle ihrer Schilderung mit rührender Bescheidenheit hinzu.



Der Punkt der Umkehr beim ersten Versuch.

Die Zahl der erschreckend steilen Hänge, die nach mühseligem Stufenschlagen erklommen, der breiten und tiefen Spalten, die auf meist sehr unzuverlässigen Schneebrücken überschritten werden mußten, war nach dem Empfinden der kühnen Amerikanerin eine schier unendliche. Hie und da wollte angesichts der immer neuen Hindernisse, die sich drohend einem Weiterkommen entgegenstellten, selbst ihr unbeugsamer Mut ein wenig ins Wanken geraten.

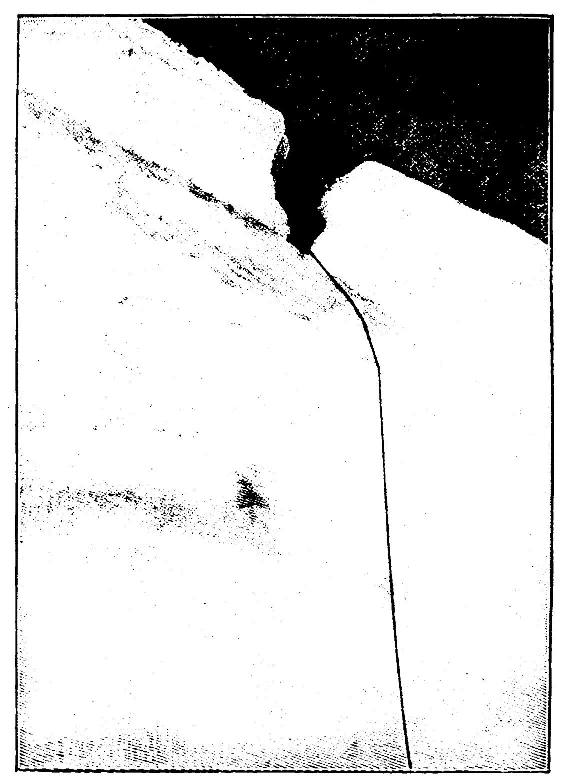
Viele der in Winkeln von 60 bis 80 Grad geneigten Hänge konnten nur durch Aufsteigen in Zickzacklinien

überwunden werden, und die Stufen waren oft so weit voneinander entfernt, daß nach Fräulein Pecks Angabe ihre beiden Beine dabei nicht selten eine beinahe horizontale Linie bildeten. Namentlich ein letzter, nahezu senkrechter Hang unterhalb des Sattels bereitete den Aufsteigenden die entsetzlichsten Schwierigkeiten, und man mag sich unschwer vorstellen, wie erleichtert die kühne Dame aufatmete, als es trotz alledem glücklich gelungen war, den Sattel zu erreichen, wo für eine kurze Rast zum letzten Male das mitgeführte Zelt aufgestellt wurde.

Da der südliche Gipfel nach der bestimmten Erklärung des Führers absolut unersteiglich schien, mußte man sich für eine Bezwingung des nördlichen entscheiden. Die indianischen Träger, die sich unter der sachverständigen Leitung des Führers bis dahin äußerst wacker gehalten hatten, wurden auf dem Sattel zurückgelassen, und Fräulein Peck machte sich dann allein mit dem Führer an die Überwindung des letzten und bei weitem schwierigsten Teils ihrer denkwürdigen Hochtour.

Ein paar Stunden lang leisteten beide das Menschenmögliche, dann aber begannen die Kräfte des Führers zusehends zu schwinden. Nachdem er auf eine Frage seiner Begleiterin erklärt hatte, daß sie noch mindestens zwei Stunden brauchen würden, um den Gipfel zu erreichen, fügte er hinzu, daß er für die Möglichkeit eines glücklichen Abstiegs nach dieser noch vor ihnen liegenden Strapaze keine Verantwortung mehr übernehmen könne. Sein Aussehen sprach noch deutlicher als seine Worte für den körperlichen Zustand, in dem er sich befand, und da sich Fräulein Peck vernünftigerweise sagte, daß selbst die Aufstellung eines Weltrekords im Bergsteigen mit dem Opfer ihres eige-

nen oder eines anderen Menschenlebens etwas zu teuer bezahlt sein würde, erklärte sie nach kurzem, schwerem Kampfe, daß sie unter solchen Umständen bereit sei, in



Der Führer Gabriel beim Überschreiten eines fast senkrechten Eishanges.

die Umkehr so kurz vor erreichtem Ziele zu willigen. In der Stille ihres Herzens hegte sie dabei freilich noch eine schwache Hoffnung, daß längere Erholung in dem

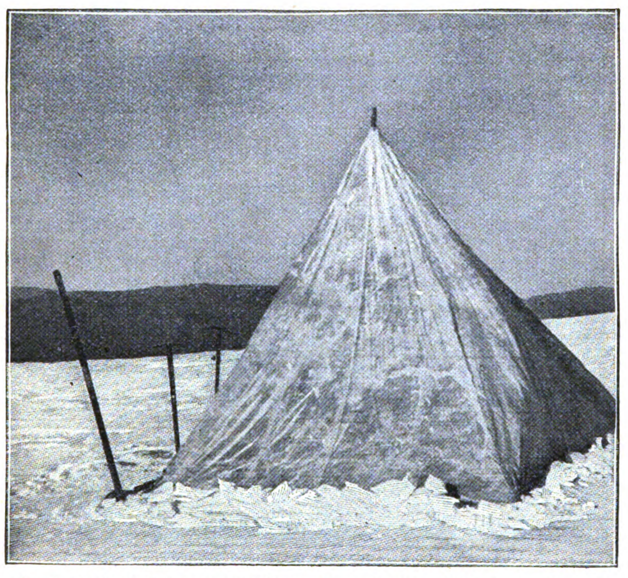
auf dem Sattel wartenden Schlafzelte den schlapp gewordenen Führer befähigen würde, den Gipfelaufstieg noch einmal mit besserem Erfolge zu versuchen.

Aber diese Hoffnung sollte sich nicht erfüllen. Die furchtbaren seelischen und körperlichen Anstrengungen des Weges, der bis zur Wiedererreichung des Sattels in beständiger höchster Lebensgefahr zurückgelegt werden mußte, brachten ihn der völligen Erschöpfung so nahe, daß er auch nach vielstündigem Schlafe einer Aufforderung zu nochmaligem Aufstieg die entschiedenste Weigerung entgegensetzte. Außerdem waren die mitgeführten Nahrungsmittel beinahe erschöpft, und es blieb deshalb nichts anderes übrig, als sich endgültig zur Umkehr zu entschließen, nachdem man nicht weniger als neun Tage und Nächte auf dem Berge zugebracht hatte.

In Yungay hatte man die allzu verwegene Bergsteigerin bereits verloren gegeben, da es nicht mehr möglich gewesen war, ihre Bewegungen mit dem Fernglase zu verfolgen. Eine Rettungsexpedition unter dem gleich im Anfang zurückgelassenen Führer kam ihnen auf dem letzten Viertel ihres Abstiegs entgegen, und in dem freundlichen Städtchen herrschte eitel Jubel über die glückliche Abwendung einer schon als sicher angenommenen Katastrophe, die sogar in Form einer feststehenden Tatsache bereits in alle Welt hinaustelegraphiert worden war.

Unter hundert Sterblichen würden sicherlich mindestens neunundneunzig nach solchen Erfahrungen die Bezwingung des Huaskaran wenigstens fürs erste als ein aussichtsloses Unternehmen aufgegeben haben. Fräulein Peck aber war von vornherein fest entschlossen, sich nicht mehr als die allernotwendigste Erholung bis zum Beginn eines neuen Versuches zu gönnen, und

da sie sie bei ihrer Führerehre zu fassen wußte, gelang es ihr, auch die beiden etwas beschämten Führer mit ihrer Unternehmungslust anzustecken. Genau zehn Tage, nachdem sie wieder in Yungay angekommen war, machte sie sich mit einer inzwischen beschafften



Das letzte Zeltlager auf dem Sattel unterhalb des Gipfels (6000 Meter).

neuen Ausrüstung und einer vermehrten Trägerbegleitung abermals auf den Weg.

Das Vorwärtskommen wurde ein wenig dadurch erleichtert, daß die beim ersten Aufstieg geschlagenen Stufen zum großen Teil wieder benützt werden konnten. Dafür aber gab es eine nicht geringe Anzahl neuer Zwischenfälle, die mehr als einmal das Gelingen des

waghalsigen Unternehmens ernstlichst in Frage stellten. Die eiserne Energie der Amerikanerin aber half über alle Schwierigkeiten hinweg, und die beiden Führer wußten glänzend die Scharte des ersten Mißerfolgs auszuwetzen. In erheblich kürzerer Zeit als



Der Nordgipfel des Huaskaran.

bei dem ersten, fehlgeschlagenen Versuche wurde die Einsattlung und von ihr aus bei heftigstem Sturm und wildem Schneetreiben auch die Spitze des nördlichen Gipfels erreicht.

Über die Maßen schmerzlich aber war es für Fräulein Peck, daß auf der Höhe trotz der mitgeführten vortrefflichen Apparate genaue Messungen durch die Ungunst der Witterung unmöglich gemacht wurden. Die Amerikanerin mußte sich damit begnügen, festzu-

stellen, daß der Boden der Einsattlung 6100 Meter über dem Meere liegt und daß die ziemlich sichere Schätzung der Gipfelerhebung über dem Sattel für den Huaskaran eine Gesamthöhe von 7200 bis 7300 Meter ergibt, wobei sie geneigt ist, der letzteren Zahl als der wahrscheinlich richtigen den Vorzug zu geben.

Auf dem Abstieg vom Gipfel gab es den kritischsten Augenblick der ganzen Tour. Aus Furcht vor einem Erfrieren der Füße hatte man sich nicht mit Klettereisen ausgerüstet, und es konnte darum geschehen, daß der an der Spitze gehende Führer Gabriel ausglitt und die ihm folgende Amerikanerin über ein steil abfallendes Schneefeld mit sich riß, bis das lockere Seil sich in jähem Ruck straffte. Diesen Ruck hatte der den Beschluß bildende Führer Rudolf allein auszuhalten. Aber wenn es ihm auch gelungen war, das Seil um den rasch in den Schnee gestoßenen Eispickel zu schlingen, so hatte er doch das Unglück gehabt, zwei Finger in eine Seilschlinge zu bringen, die ihm nun auf die schmerzhafteste Weise gequetscht wurden. Trotzdem hielt er aus, bis es dem ersten Führer möglich geworden war, wieder festen Fuß zu fassen, und seiner kaltblütigen Standhaftigkeit allein hatten die beiden Gefährten ihr Leben zu danken.

Fräulein Peck spricht von diesem Abstieg wie von einem grauenhaften Traum, aus dem sie nie mehr zu einer glücklichen Wirklichkeit zu erwachen gehofft habe. Die Gunst des Schicksals aber blieb ihr treu. Sämtliche Teilnehmer langten glücklich wieder im Tale an, und einzig der Führer Rudolf hatte das abenteuerliche Unternehmen mit einigen erfrorenen Fingern und Zehen zu bezahlen, die ihm trotz der sorgfältigsten ärztlichen Behandlung nicht erhalten werden konnten.



Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Der Verlobungsring. — Der 1830 aus Braunschweig vertriebene Herzog Karl war nicht allein der Besitzer einer großen Diamantensammlung, er hatte auch den Ruf, ein ausgezeichneter Kenner dieser edlen Steine zu sein. Eines Tages traf der Herzog im Kurhause zu Baden-Baden mit einem Herrn zusammen, an dessen Hand er einen Ring sah, der seine ganze Aufmerksamkeit erregte, weshalb er ihn bat, den Diamanten an seinem Finger näher prüfen zu dürfen.

„Sie belieben zu scherzen," sagte der Herr, „ich bin nicht in der Lage, echte Diamanten tragen zu können."

„Ich versichere Sie, daß ich Sie nicht beleidigen wollte, und Sie können mir glauben, der Ring, den Sie da tragen, ist ein Brillant vom reinsten Wasser."

Der Herr zog den Ring vom Finger und sagte, ihn dem Herzog reichend: „Überzeugen Sie sich selbst, mein Herr! Es ist nur eine der täuschenden Nachahmungen zum Bühnengebrauch und wurde mir von einer Kollegin, die hoffentlich bald meine Frau sein wird, als Verlobungsring geschenkt. Er kostet zehn Franken, Herr. Ich ging selbst mit ihr, um ihn zu kaufen, und wählte ihn aus hundert anderen ebenso glänzenden Ringen aus."

Der Herzog hielt den Ring ans Licht, beschattete ihn dann mit der Hand, unterwarf ihn allen gewöhnlich von Kennern angestellten Proben und sagte: „Meine Meinung bleibt unverändert, und ich gehe für jede Summe eine Wette ein, daß ich recht habe. Dieser Diamant ist von großem Wert."

„Mein Herr," erwiderte der andere, „ich bin nur ein untergeordneter Schauspieler und kann keine Wette bezahlen, wenn ich sie verliere; aber ich will beweisen, was ich Ihnen gesagt

habe. Sie sind mir unbekannt. Mein Ring, sagen Sie, ist von hohem Wert. Nehmen Sie ihn mit, unterwerfen Sie ihn Schätzungen anderer Kenner, und wenn Sie gefunden haben, daß mein Zehnfrankenring nur Glas ist, so geben Sie ihn mir morgen um diese Zeit wieder, um meiner kleinen Justine, meiner Verlobten, willen."

Damit übergab er dem Herzog den Ring, machte eine kurze Verbeugung und entfernte sich.

Der Herzog hatte sich aber nicht getäuscht. Auch Louis Emanuel, der bekannte Diamantenhändler aus Hamburg, der sich gerade in Baden-Baden befand, erklärte den Stein für mindestens zehntausend Franken wert.

Der arme Schauspieler erblaßte, als ihm der Herzog das Resultat seiner Forschungen mitteilte und ihn bat, ihm den Ring für zehntausend Franken zu überlassen.

„Sie sind sehr gütig, mein Herr," erwiderte der Schauspieler, „und werden sich vielleicht eine schlechte Meinung von meinem Verstande bilden, wenn ich zögere, Ihr Gebot anzunehmen und zwar aus folgendem Grunde. Ich sagte Ihnen, der Ring sei das Geschenk meiner Braut Justine. Sie könnte mich tadeln, wenn ich mich ohne ihre Zustimmung von ihrem Geschenk trenne. Wenn Sie mir erlauben wollen, an sie nach Paris zu schreiben und ihre Antwort abzuwarten, so soll der Ring, falls sie einwilligt, Ihnen gehören. Inzwischen heben Sie ihn auf und prüfen Sie, wenn möglich, Ihre Meinung, denn ich kann noch immer nicht an mein Glück glauben."

Der Herzog willigte ein, Bewahrer des Ringes zu bleiben, nachdem er dem Besitzer einen schriftlichen Empfangsschein ausgestellt hatte.

Als dieser des Herzogs Unterschrift sah, wurde der arme Mensch ganz überwältigt von der Ehre, die ihm zuteil geworden sei, und stammelte eine Menge von Entschuldigungen für die Freiheiten, die er sich im Gespräche herausgenommen habe.

Der Herzog entließ ihn sehr gnädig, und der Schauspieler versprach, sofort an seine vielgeliebte Justine zu schreiben.

In wenigen Tagen erhielt er bereits ihre Antwort, aber nicht durch die Post, sondern durch die Vermittlung ihres

Großvaters, der selbst von Paris nach Baden-Baden gereist war, um die Einwilligung zum Verkauf des Ringes zu überbringen.

Noch an demselben Tage klimperten fünfhundert gewichtige Louisdor in des Schauspielers Tasche zum Austausch für den Zehnfrankenring der kleinen Justine.

„Hier ist auch noch das Etui, welches man uns mit dem Ring gab,“ sagte der bisherige Besitzer, indem er den Ring vom Tisch nahm, ihn zärtlich an seine Lippen preßte und dann in das kleine Etui legte, welches er dem Herzog zurückgab.

Der Herzog klappte es zu und steckte es in die Tasche, indem er den Schauspieler gnädig verabschiedete.

Am nächsten Morgen lud der Herzog die Prinzessin A., die Komtesse v. L. und den Marquis M. ein, seinen neuen Diamanten zu begutachten. Als dieser zum Vorschein kam, vermochte der Herzog kaum seinen Augen zu trauen: der Ring war derselbe in Größe und Fassung, aber der Stein war Glas, reines Glas.

Der Herzog schickte sofort nach dem Schauspieler, aber dieser war mit den fünfhundert Goldfüchsen des Herzogs spurlos verschwunden, begleitet von Justines ehrwürdigem Großpapa.

Der Schwindel war klar genug. Der angebliche Schauspieler und sein Spießgeselle hatten von der Leidenschaft des Herzogs für Diamanten gehört und zusammengelegt, um einen Stein von hoher Schönheit zu kaufen. Diesen untersuchte und kaufte der Herzog. Aber „Justines ehrwürdiger Großvater“ war mit einer genauen Nachahmung des nämlichen Diamanten zu Hilfe gekommen, und der angebliche Bräutigam tauschte ihn bei dem zärtlichen Kuß, den er darauf drückte, gegen den echten aus. C. T.

Die Bedeutung des Errötens. —

„Mit züchtigen, verschämten Wangen
Sieht er die Jungfrau vor sich stehn.
— — — — — — — — —
Errötend folgt er ihren Spuren
Und ist von ihrem Gruß beglückt.“

So preist Schiller im „Lied von der Glocke“ die unschuldsvolle Schamröte der Jungfrau und des Jünglings in den Entwicklungsjahren. Es ist dies eine ganz natürliche Erscheinung, deren Fehlen sogar meist als ein schlechtes Zeichen der moralischen Eigenschaften angesehen wird.

Das Erröten beruht auf einer plötzlichen Wallung des Blutes nach den Hautgefäßen. Erregungen des Gehirns durch Scham, Zorn, Schuldbewußtsein lähmen die Nerven, welche in der Wandung der kleinen Gefäße endigen, wodurch die Muskelfasern dieser Gefäße erschlaffen, die dann infolge des Blutdruckes sich ausdehnen und reich mit Blut füllen. Verbunden damit ist meist Hitzegefühl im Gesicht, Herzklopfen und schnellerer Pulsschlag. Auch künstlich kann man die holde Schamröte hervorzaubern durch Einatmen von Amylnitrit oder salpetrigsaurem Amyloxyd, welches schon in geringen Mengen fast unmittelbar nach dem Einatmen durch Erweiterung der Blutgefäße starke Rötung und Hitzegefühl verursacht. Jedoch sei vor diesem Mittel gewarnt, da bei öfterem Gebrauch leicht Ohnmachten sich melden.

In späteren Jahren, wenn eine geringere Erregung des Nervensystems und größere Ruhe gegenüber den Ereignissen des täglichen Lebens sich einstellen, pflegt Erröten nur selten einzutreten. Wenigstens beim Manne bildet es dann ein Zeichen von Schwäche, Schüchternheit, Weichlichkeit. Man findet es besonders bei Tuberkulösen und Nervösen.

Aber auch durch das ganze Leben hindurch kommt bei manchen Personen in krankhafter Weise aus nichtigen Gründen Erröten vor. Der bekannte Kriminalist Doktor Groß sagt von sich: „Ich selbst gehörte nicht bloß als Kind, sondern weit über die Studentenjahre hinaus zu den Unglücklichen, die auch schuldlos glührot werden konnten; ich durfte nur von irgend einer Schandtat hören, von Stehlen, Rauben, Morden, so meinte ich, ein Anwesender könnte glauben, daß auch ich einem derartigen Laster fröne, und ich wurde blutrot.“

Solche Leute sind im Leben sehr übel daran. Es geht dies am besten aus folgender ärztlichen Schilderung hervor. Ein Herr empfand schon in seiner Jugend Furcht vor Erröten,



wich jeder Gesellschaft aus und ging allen Bekannten möglichst aus dem Wege. Später stellte sich das Leiden in verstärktem Maße ein. Wenn er eine bekannte Person auf der Straße kommen sah, bemächtigte sich seiner ein eigentümliches Gefühl von Schüchternheit und Furcht, er könne bei der Begegnung rot werden. Deshalb blickte er seitwärts in ein Schaufenster oder betrachtete irgend ein Gebäude. Aber es kam ihm vor, als ob die sich nähernde Person ihn fixieren würde. Dann fühlte er um so größere Unruhe und wurde glühendrot. Dessen war er sich stets bewußt, aber trotzdem konnte er sich der unbegründeten Furcht vor dem Erröten nicht erwehren. In der Unterhaltung fürchtete er stets, etwas Törichtes zu sagen und sich lächerlich zu machen.

Solche Personen grübeln dann über ihren Zustand nach, ärgern und schämen sich und verfallen in melancholische Stimmung. Oft nehmen sie ihre Zuflucht zum Alkohol, der ihnen Mut verschaffen soll. Weichliche Gemüter werden durch die unaufhörliche Wiederkehr des Anfalles förmlich zur Verzweiflung getrieben, ziehen sich von aller Gesellschaft zurück und denken schließlich sogar an Selbstmord.

In allen diesen Fällen handelt es sich um eine krankhafte Reizbarkeit des Nervensystems, die durch unglückliche Lebensverhältnisse oder schlechte Lebensführung entstanden ist, aber auch durch Vererbung erworben sein kann. So ist ein Fall bekannt, wo diese „Errötungsfurcht" sich mit einer einzigen Ausnahme auf sämtliche Kinder in einer Familie, sowie auf den Vater und seine Schwestern erstreckte.

Man darf also im täglichen Leben dem Erröten nicht so viel moralische Bedeutung beimessen. So manches ganz unschuldige Kind wird rot bei dem strengen Verhör des Lehrers vor der ganzen Klasse oder bei den drohenden Worten des Vaters. Zu leicht heißt es dann zu dem eingeschüchterten Kinde: „Du wirst rot, dein Schuldbewußtsein verrät dich!" Vor diesem Trugschlusse müssen sich alle Erzieher hüten, denn er bildet eine pädagogische Versündigung und ruft beim Kinde Trotz und Verstocktheit hervor. Ebenso verhält es sich mit dem Erröten einer vor Gericht vernommenen Person. Namentlich Leute,

die zum ersten Male vor Gericht kommen, erröten und erblassen viel leichter als solche, die dies gewöhnt sind.

Erzieher, Richter und — Verliebte mögen dem Erröten also nie zu große Bedeutung beimessen! Dr. G. Th.

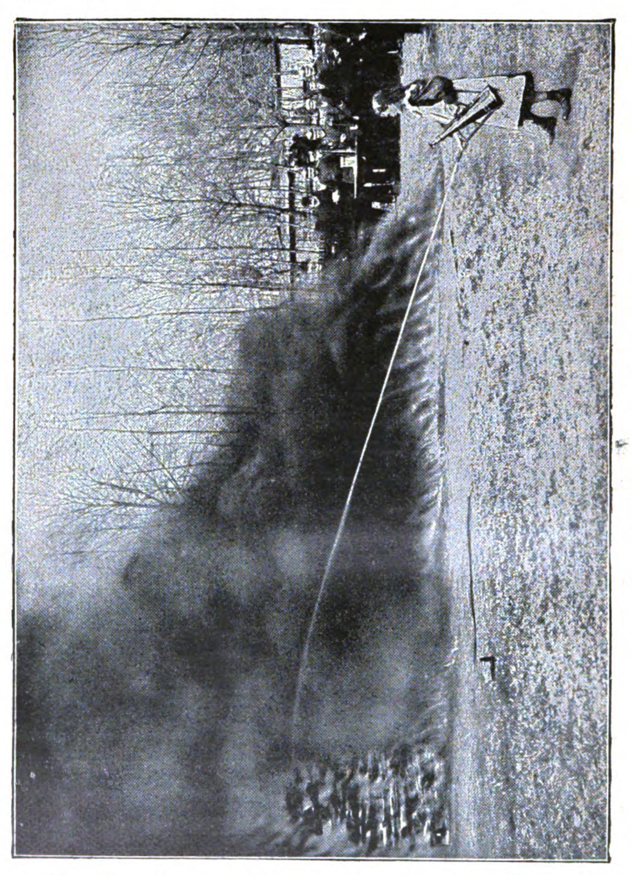
Neue Erfindungen. Der Handlöscher „Alpha“. — Auf dem Gebiet des Feuerlöschwesens werden täglich neue Apparate aller Art konstruiert, um nicht nur den Herd des ausbrechenden Feuers einzudämmen, sondern auch letzteres endgültig zu löschen. Als eine hervorragende Neuheit bringt die Alpha-Apparatebau- und Vertriebsgesellschaft m. b. H. in Hamburg, Rathausstraße 2, einen Handfeuerlöschapparat in den Handel, der außerordentlich vereinfacht ist. Viele alten Systeme, welche auf Säureentwicklung beruhen, werden durch diesen neuen Apparat weit in den Schatten gestellt. Ein trockenes Löschpulver, welches in Wasser aufgelöst wird, wird durch eine Kohlensäurepatrone aus der Kapsel hervorgetrieben und genügt, einen großen Brand zu löschen. Die Entladung ist außerordentlich einfach und praktisch, so daß jeder Laie, selbst ein Kind imstande ist, den Apparat zu entladen. Jeder Apparat ist mit einem Metall- oder Gummischlauch versehen, womit jede Höhe erreicht werden kann. Der Apparat ist sehr zuverlässig und für jede Person ungefährlich.



Der Handlöscher „Alpha“.

Außer diesem Alpha-Handlöscher wird noch eine besondere Spezialtype für Schulen, Erziehungsanstalten usw. hergestellt. Diese zeichnet sich durch besonders einfache Handhabung aus und enthält, um jede Unklarheit bei dem Gebrauch des Apparates von vornherein zu beseitigen, in deutscher Schrift ausgeführte

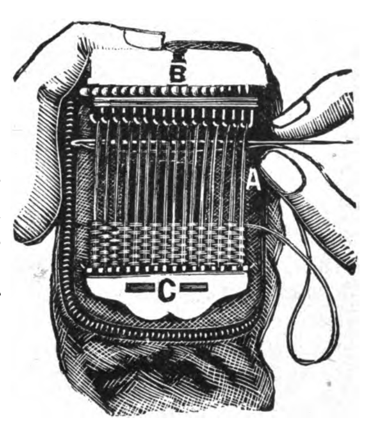
Anweisungen, die so kurz und trotzdem so klar abgefaßt sind, daß jeder Mensch sofort begreifen kann, wie der Apparat zu benützen ist.



Der Handlöscher im Gebrauch.

II. Stopfapparat „Magic Weaver". — Verzweifelt sehen die vielgeplagten Hausfrauen auf den vollen Stopfkorb nieder, denn die mühseligen, langweiligen und

zeitraubenden Stopfarbeiten wollen kein Ende nehmen. Hier schafft ein neuer Apparat die längst ersehnte Abhilfe, da „Magic Weaver" (Wunderweber), durch die Firma Richard Ackermann in Gößnitz S.-Altenb. in den Handel gebracht, für Mädchen wie Frauen von großem Vorteil und praktischer Verwendbarkeit ist, ein höchst vielseitiger kleiner Apparat, mit welchem Strümpfe, Leinenzeug usw. ganz selbständig, schnell und wunderschön gleichmäßig wie neu gewebt wiederhergestellt werden können. Der zu stopfende Gegenstand wird auf der flachen Seite des Stopfholzes mittels des Ringes so eingespannt, daß die beschädigte Stelle die Mitte einnimmt. Die Apparatenteile werden sodann, die Nadel seitwärts genommen, je nach Bedarf der Größe der schadhaften Stelle in die Filzdecke des Stopfholzes einander gegenübergesteckt, und zwar der mit B bezeichnete Teil, „Webehaken" genannt, nach oben, der zweite Teil C, „Kontrahaken" genannt, etwas unter der schadhaften Stelle. – Wie webt man nun damit? Man drückt mit dem Daumen die Webehaken etwas in die Höhe und schiebt bzw. zieht die Nadel verkehrt genommen, damit sich die Wolle nicht spalte, stets oben an den Webehäkchen zwischen die Kettenfäden durch, die Nadel gleichzeitig, bevor diese hinausgezogen wird, an den unteren Kontrahaken fest anschiebend, wodurch das Gewebe dicht wird; man befestigt den Faden mit einem kleinen Stiche an der Seite, wendet die Webehäkchen und fährt so fort, indem man nach jeder Fadeneinlage abwechselnd die Häkchen umdreht, bis der Gegenstand vollständig ausgefüllt ist. Nachdem die Teile ausgehakt sind, werden die Endteile in gewöhnlicher Weise,



Stopfapparat „Magic Weaver".

am besten überwendlich, vernäht. Man erreicht mit diesem „Magic Weaver"-Stopfapparat Augenschonung, Zeitersparnis, Haltbarkeit, Schönheit und Gleichmäßigkeit der Arbeit in auffallender Weise.

In der Zerstreutheit. — Einer der Statthalter von Palästina zur Zeit des römischen Kaiserreichs war Salvius Flagellus, ebenso bekannt durch seine Freude an den Wissenschaften als durch seine Zerstreutheit. Als einmal eine größere Anzahl Kriegsgefangene hingerichtet werden sollten, ließ Salvius Flagellus diese auf dem Markte von Jerusalem in langer Reihe aufstellen. Sie sollten als abschreckendes Beispiel durch eine Abteilung römischer Bogenschützen erschossen werden, doch hatte Flagellus vorher den Offizier, der die Bogenschützen befehligte, verständigt, daß man auf ein Zeichen von ihm mit der Exekution aufhören und dem Reste der Gefangenen das Leben schenken solle. Zum Unglück der Gefangenen erregte die Sonne, die sich in einem auf der Erde liegenden Glassplitter mit ihren Strahlen brach und ein besonderes Farbenspiel abgab, die Aufmerksamkeit des Statthalters, der der Hinrichtung beiwohnte. Er vertiefte sich in Gedanken über die wunderbare Erscheinung der Brechung des Lichtes und vergaß darüber seine Umgebung so vollkommen, daß er es unterließ, dem Offizier das Zeichen zur Beendigung der Exekution zu geben. Erst als ihm dieser meldete, daß sämtliche Gefangene tot seien, fand er sich in die Wirklichkeit zurück und verließ nach einem zerstreuten Blick auf die Reihe der Leichen den Marktplatz.

Von dem französischen Dichter Voltaire, dem Freunde Friedrichs des Großen, wird eine Geschichte erzählt, die ebenfalls von der zeitweisen Geistesabwesenheit des großen Franzosen, aber ebenso auch von dessen berüchtigter Anmaßung spricht. Voltaire hatte die Angewohnheit, seine Gedanken, gleichviel wo er sich befand, zu Papier zu bringen. Zu diesem Zwecke trug er stets ein Büchlein bei sich, in dem er besonders klangvolle Reime und geistreiche Einfälle vermerkte. Bei einem Hoffeste im königlichen Schlosse in Berlin saß bei der Tafel rechts von Voltaire die durch ihre Schönheit und Anmut bekannte Fürstin R., während zur Linken des Dichters der General

v. Seydlitz seinen Platz hatte. Voltaire, der sich bis dahin sehr lebhaft nach beiden Seiten unterhalten hatte, verstummte plötzlich, zog sein Büchlein hervor und begann zu schreiben. Minuten vergingen, und die neben ihm Sitzenden verhielten sich aus Respekt vor dem berühmten Manne vollkommen ruhig, um ihn nicht zu stören. Schließlich dauerte diese Pause der lebhaften Fürstin R. aber doch zu lange, und sie wandte sich wiederholt mit der Frage an Voltaire, was er sich denn da aufschreibe. Dieser war aber so sehr in seine Arbeit vertieft, daß er nichts hörte.

Da fühlte sich Seydlitz verpflichtet, ihn aufmerksam zu machen. Er stieß den Dichter leise an und flüsterte ihm zu: „Geben Sie acht, die Fürstin spricht zu Ihnen."

Voltaire schaute den General zerstreut an und erwiderte laut: „Aber was geht das mich an!"

Erst das schallende Gelächter der Umsitzenden zeigte ihm, wie ungalant er gewesen war.

Der Physiker Isaak Newton saß an einem sehr kalten Winterabend lesend in seinem Zimmer und fror stark. Er befahl daher zu heizen und rückte seinen Sessel dicht an den Kamin, in dem eine Menge Holz aufgeschichtet lag. Als sich das Feuer allmählich immer mehr entfacht hatte und die Hitze den Gelehrten arg zu belästigen begann, rief er nach seinem Diener, der aber erst nach einer Weile erschien. Newton war beinahe geröstet. „Nimm den Kamin fort, du Faulpelz!" rief er mit ungewöhnlicher Gereiztheit und stampfte ärgerlich mit dem Fuße auf.

„Aber Herr," entgegnete der Diener mit leisem Lächeln, „könnten Sie nicht eher Ihren Stuhl zurückziehen?"

„Auf mein Wort," sagte Newton, jetzt erst völlig zur Besinnung kommend, und nickte dabei dem Diener freundlich zu, „daran habe ich wirklich nicht gedacht." W. K.

Königin Viktoria von England als Klavierschülerin. — Die Großmutter unseres Kaisers war eine begeisterte Verehrerin der Musik und selbst ausübende Künstlerin. Der berühmte Lablache war ihr Gesangslehrer und hat auch mit der Königin zusammen verschiedene Duette im engsten Gesellschaftskreise gesungen. Alle bedeutenden Künstler erhielten von der Königin

Einladungen zu den Konzerten auf den Schlössern Windsor und Balmoral. Über alle Neuerscheinungen auf dem Gebiet der Musik war die Königin Viktoria genau unterrichtet, auch der Musik Richard Wagners hat sie großes Interesse entgegengebracht. Bei einem Hofkonzert begleitete sie sogar bei einem Liede die berühmte Jenny Lind am Klavier.

Reizend ist eine Jugendepisode aus dem Leben der Königin, die in ihren Kinderjahren dem Üben am Klavier wenig Neigung entgegenbrachte. Als eines Tages die Prinzessin ihre Tonleiter üben sollte, konnte die Musiklehrerin den Schlüssel zum Instrument nicht finden. Alles Suchen war vergeblich. Endlich fragte die Lehrerin ihre Schülerin nach dem Verbleib des Schlüssels.

„O," sagte die Prinzessin, „der Schlüssel ist in meiner Tasche. Ich werde ihn aber auf keinen Fall herausgeben, denn ich habe jetzt keine Lust, langweilige Tonleitern zu spielen."

In ernstem Tone erklärte die Lehrerin: „Prinzessin, Sie haben den Schlüssel sofort herauszugeben!"

„Fällt mir gar nicht ein! Einst werde ich die Königin von England sein, und darum werde ich tun und lassen, was ich will."

Die Lehrerin erklärte nun der Prinzessin, wie falsch ihre Ansicht sei. Jeder Mensch habe die Pflichten zu erfüllen, die das Leben an ihn stellt, und je höhergestellt ein Menschenkind sei, um so größer seien auch die Pflichten, die es zu erfüllen hätte.

Da trat die Prinzessin an das Klavier heran, schloß es auf, klappte aber den Deckel des Instrumentes sofort wieder zu und sagte: „So, nun habe ich meine Pflicht erfüllt. Wenn ich aber einmal Königin bin, werde ich mich auch einer Pflicht erinnern, und zwar der, mein armes Volk nicht mit Klavierspielen zu plagen. Davor werde ich es zu schützen wissen!"

Damit ließ sie die Musiklehrerin stehen und sprang davon. A. M.

Entstehende Sonnen. — Nach der Theorie von Laplace sind unsere Erde und die übrigen Planeten durch die Abkühlung und Verdichtung feuerflüssiger Gasmassen entstanden, nachdem diese von der Sonne ausgestoßen worden waren. Laplace

stützte seine Theorie auf den gegenwärtigen Zustand unserer Sonne, die, wie wir jetzt durch die Spektralanalyse wissen, ja im wesentlichen aus solchen Massen besteht, und er wies fernerhin auf die Beschaffenheit unserer Planeten hin, von denen noch heute verschiedene glühende Körper darstellen.

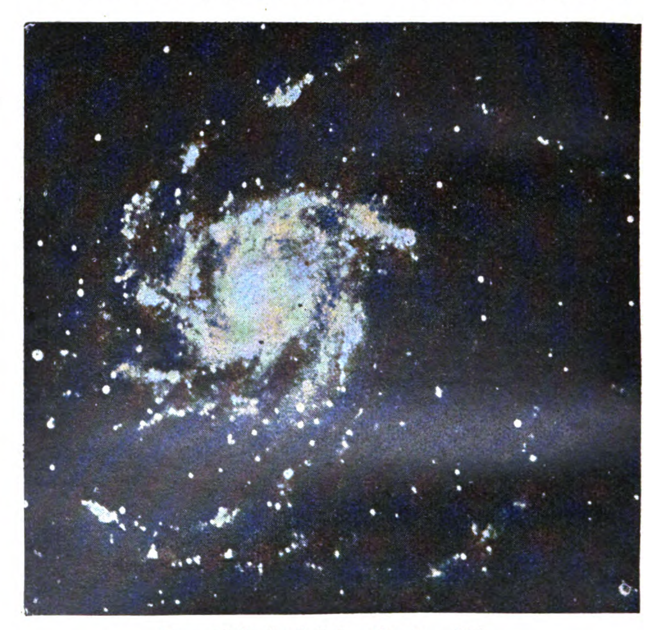
Eine gewichtige Bestätigung hat diese Auffassung durch die



Der Spiralnebel in den Jagdhunden.

erst in neuerer Zeit verfeinerte Erforschung der Nebelflecke gefunden, die uns einen weiteren wichtigen Schritt in unserer Erkenntnis über die Entstehung des Weltalls tun lassen. Denn diese schimmernden, wolkenartigen Gebilde geben uns eine Vorstellung, welchen Entwicklungsgang unsere Sonne einst vor unzähligen Millionen von Jahren durchlaufen hat. Nach dem neuen Generalkatalog von Dreyer und seiner Ergänzung werden jetzt 9369 Nebelflecke gezählt.

Diese Bereicherung unseres Wissens über die Zahl der Nebelflecke verdanken wir der Photographie, durch die eine lange Reihe von Nebelflecken entdeckt wurde, die durch das Teleskop überhaupt nicht oder doch nur unsicher wahrzunehmen sind. Zugleich aber hat uns auch die Photographie über die Gestalt und Bewegung der Nebelflecke nähere Auskunft gegeben.



Der Spiralnebel im Großen Bär.

Über ihre Zusammensetzung dagegen belehrt uns das Spektroskop, das zeigt, daß sie aus riesengroßen, glühenden Gasmassen gebildet werden.

Im Gegensatz zu den Sternen, die sich in der Nähe der Milchstraße besonders dicht zusammendrängen, sind die Nebelflecke dort selten. Am häufigsten vertreten sind sie auf der nördlichen Halbkugel im Sternbild der Jungfrau, während

sie auf der südlichen Halbkugel eine dichte Masse in den sogenannten Magellanischen oder Kapwolken bilden.

Man unterscheidet verschiedene Formen von Nebelflecken. Die interessantesten von ihnen sind die Spiralnebel, die uns erkennen lassen, daß ihre glühenden Gasmassen mit einer Ausdehnung von Billionen von Kubikkilometern in einer spiraligen Umdrehung begriffen sind. Unter den Spiralnebeln ist besonders merkwürdig der in den Jagdhunden. Dr. Rosse beschrieb ihn nach dem Befund in seinem Spiegelteleskop als ein leuchtendes, schneckenartig gewundenes Tau, dessen unebene Windungen im Mittelpunkt und nach außen hin von körnigen Knoten durchsetzt sind. Die neuesten photographischen Aufnahmen zeigen, daß die Spirale aus zwei Zweigen gebildet wird, von denen der eine weit nach Süden ausschwingt und sich an seinem Ende kugelartig zusammenballt. Wir erkennen also schon an diesem Spiralnebel an einigen Punkten das Bestreben nach Verdichtung.

Eine weitere Stufe in diesem Entwicklungsprozeß führt uns der Spiralnebel im Großen Bär vor. Auch dieser Spiralnebel besitzt noch zwei Zweige, aber der Mittelpunkt, um den sich die Zweige drehen, ist schon bei weitem dichter und abgeschlossener. Wie sich dann dieser Entwicklungsgang fernerhin fortsetzt, darüber belehren uns die sogenannten planetarischen Nebelflecke. Sie erscheinen im Fernrohr als matte Scheiben von geringem Durchmesser, die noch von einem feinen Nebelschleier umgeben sind. Diese letzteren Nebelflecke sind demnach dem Zustand ganz nahe, in dem sich unsere Sonne heute befindet, und sie bilden damit das Übergangsglied zu den Fixsternen, die bekanntlich nichts anderes sind als unendlich weit von uns entfernte Sonnen. Th. S.

Gerichtlich anerkanntes Gespenst. — Im Jahre 1688 belangte eine Frau Booty einen Schiffskapitän Barnaby wegen Verleumdung ihres verstorbenen Gatten. Der Kapitän war auf seiner letzten Fahrt mit mehreren Freunden auf der italienischen Insel Stromboli an Land gegangen, um Kaninchen zu schießen. Am Nachmittag sah er zwei Gestalten zu dem Vulkan der Insel laufen und in Rauch und Flammen ver-

schwinden. Barnaby rief aus: „Gott schütze uns, der erste Läufer war der alte Booty, mein nächster Nachbar daheim!“

Bei seiner Rückkehr nach England erfuhr der Kapitän, daß Booty genau zu der Stunde gestorben sei, als er die beiden seltsamen Gestalten auf Stromboli zum Vulkan laufen sah, und stellte die Vermutung auf, es sei der Geist Bootys gewesen, der vom Teufel zum höllischen Feuer gebracht worden sei. Dafür begehrte Bootys Witwe eine Buße von tausend Pfund Sterling.

Bei der Verhandlung wurden Bootys zuletzt getragene Kleider auf den Gerichtstisch gelegt, und die Freunde Barnabys beschworen ohne Zaudern, daß sie ganz genau, sogar in der eigentümlichen Form der Knöpfe, mit den Kleidern des Mannes auf Stromboli übereinstimmten. Auf den Richter machten diese Aussagen solchen Eindruck, daß er die Klage der Witwe abwies und dadurch mittelbar zugab, daß der Teufel den verstorbenen Booty zum Höllenschlunde getrieben habe. O. v. B.

Erdbeben auf Befehl. — Daß es auch Erdbeben auf Bestellung gibt, beweist folgendes Geschichtchen, das der Geistesgegenwart der japanischen Diplomaten ein glänzendes Zeugnis ausstellt. Vor einigen Jahren weilte der Herzog von Connaught in Japan und wurde dort von den Behörden und vom Hofe in prunkvollster Weise aufgenommen. Als er eines Tages bei einem japanischen Diplomaten zu Gaste weilte, wollte er seinem Wirt ein Kompliment machen und sagte: „Das Programm, das Eure Exzellenz für meinen Empfang vorbereitet haben, ist so großartig und umfangreich, auch so geeignet, mir alle Eigentümlichkeiten Ihres Landes vor Augen zu führen, daß ich ganz überwältigt bin! — Eines natürlich,“ fügte der Herzog lachend hinzu, „stand nicht in Ihrer Macht in das Programm aufzunehmen, was ich aber gern der Wissenschaft halber miterlebt hätte, nämlich ein japanisches Erdbeben, die ja so häufig sein sollen.“

In demselben Augenblick fing die Erde zu zittern und zu dröhnen an, ein dumpfes Donnergeräusch wurde hörbar, und die Gläser klirrten auf dem Tisch.

Der Diplomat sprang auf und sich in devoter Haltung an den Herzog wendend, der ebenfalls erschrocken vom Stuhle auf-

gestanden war, sagte er, seinen Vorteil rasch erfassend und zugleich eine Schmeichelei ausdrückend: „Das von Eurer Königlichen Hoheit befohlene Erdbeben!“ O. v. B.

Immer derselbe. — Im Jahre 1775 lebte zu Nantes in Frankreich der frühere Advokat Delorme, der ebenso reich wie geizig war. Kein einziger Diener hielt bei ihm aus; denn er forderte nicht nur Arbeit von früh bis spät, sondern auch die seltene Gabe, hungern zu können. Hingegen versprach er, in seinem Testamente ausreichende Entschädigung zu gewähren. Aber ein Diener nach dem anderen ging ebenso schnell wieder davon, denn sie konnten die mehr als schmale Kost eben nicht aushalten.

Der Geizhals begriff endlich, daß er sich selbst werde bedienen müssen, wenn er nicht die Bestimmungen seines Testamentes bekannt gäbe. Er versprach daher dem nächsten Diener, der sich bei ihm meldete, daß er dem, der ihm die Augen zudrücken würde, nicht allein eine Summe von tausend Franken baren Geldes, sondern außerdem noch ein Landgut vermachen werde. Auf Grund dieses Versprechens, das testamentarisch festgelegt wurde, blieb der Diener in der Hoffnung auf eine bessere Zukunft und ertrug Hunger und Durst heldenmütig. Ob er es lange würde ausgehalten haben, ist zu bezweifeln, da starb zu seinem Glücke schon nach sechs Monaten der alte Advokat.

Die Erben eilten sofort herbei, denn die Erbschaft war groß. Dennoch fanden sie es sehr ärgerlich, daß dem Diener ein so ansehnliches Legat hinterlassen worden war. Einer der Vettern wollte das Testament sehen. Es wurde ihm überreicht, und als er die Worte las: „Ich schenke und vermache demjenigen Diener, der mir die Augen zudrücken wird —“ rief er plötzlich schadenfroh: „Die Schenkung ist null und nichtig!“

„Wie, mein Herr?“ stammelte der erschrockene Diener.

„Null und nichtig!“ wiederholte jener. „Mein Oheim war einäugig, folglich habt Ihr ihm nur *ein* Auge, nicht *die* Augen, zudrücken können.“

Vergebens stellte der Diener vor, der Verstorbene habe unter diesem Ausdruck sicherlich nichts anderes verstanden, als

seinen Tod, folglich das Legat dem zugedacht, der bis an seinen Tod bei ihm bleiben würde. Der Vetter behauptete, der Erblasser habe sehr gut gewußt, daß er einäugig sei, und sich folglich bloß einen Spaß gemacht, indem er das Legat an eine unmöglich zu erfüllende Bedingung gebunden habe.

Der Diener machte die Sache bei den Gerichten anhängig, und ganz Frankreich interessierte sich für den armen Diener, der schließlich auch den Prozeß gewann. W. B.

Russische Bärenjagd. — In den ausgedehnten und nur schwer zugänglichen Waldungen Rußlands sind die gemeinen braunen Bären noch ziemlich zahlreich vertreten. Die Jäger



Die Strecke nach der Jagd.

suchen sie in Rußland gewöhnlich im Winterlager auf. Ist das Winterlager eines Bären entdeckt worden, so wird das Dickicht, in dem der Bär schläft, auf drei Seiten von Treibern umstellt, während die vierte Seite von den Jägern besetzt wird. Einer der Jäger schreitet darauf mit mehreren Hunden auf das Lager zu, um den Schläfer aufzuscheuchen. Beim Nahen der Hunde verläßt er zumeist sogleich das Lager, zieht sich in das Dickicht zurück und sucht dort durchzubrechen. Bietet sich ihm hier kein Ausweg, sondern wird er durch das Geschrei der Treiber zurückgejagt, so richtet er sich auf, hält einige Augenblicke Umschau und geht nun wackelnden Ganges auf den Angreifer los, um ihn durch Umarmen zu erdrücken oder mit den Tatzen niederzuschlagen.

Ruhiges Blut und eine sichere Hand sind unerläßliche Erfordernisse für einen Bärenjäger. Denn Meister Petz muß durch einen einzigen wohlgezielten, unbedingt tödlichen Schuß erlegt werden, da er, wenn er den Jäger einmal angenommen hat, auch durch die mutigsten und bissigsten Hunde nicht in die Flucht getrieben wird. Unter diesen Umständen ist, sobald der Schuß nicht sitzt, das Weidmesser die einzige Rettung für den Jäger.

Der Sicherheit wegen nimmt denn auch ein einzelner Jäger nur selten den Kampf mit dem Bären auf. Hat er Jagdgenossen in der Nähe, so ist der eine oder andere gewöhnlich in der Lage, den verwundeten Bären, noch ehe er den ersten Schützen anfallen kann, durch einen zweiten Schuß niederzustrecken. Aber auch bei einer größeren Jagdgesellschaft sind Unglücksfälle nicht durchaus ausgeschlossen. Wie zahlreich die Beute bei einer in einem ausgedehnten Waldrevier abgehaltenen Treibjagd sein kann, zeigt unser Bild. Auf dieser Jagd, die in den kaiserlichen Forsten stattfand, wurden nicht weniger wie sieben Bären zur Strecke gebracht. Th. v. W.

Schiffsspuren auf dem Meere. — Ein Dampfer verläßt den Hafen und gleitet hinaus in die See. Die Wogen heben und senken seinen schwarzen Körper ziemlich heftig, denn es weht eine ganz nette Brise. Doch hinter sich läßt er eine glatte, glänzende Bahn. Sogar wenn von ihm nur noch ein schwacher Rauchstreifen am Horizont zu sehen ist, kann man doch immer



noch gewissermaßen seine Spur auf der weiten Wasserbahn verfolgen. Die Sonne spiegelt sich in dieser Spur noch einmal so hell, und sie zeichnet sich wie ein langer, erst breiterer und dann immer schmaler werdender Streifen, der am Horizont zuletzt nur noch eine dünne gleißende Linie ist, auf dem Wasser ab. Stundenlang ist diese Spur noch zu sehen, dann erst verschwindet sie langsam.

Hinterläßt ein jedes Schiff solche Spur? Nein, nur ein Dampfer, niemals ein Segelschiff! Oft schon ist dieses malerisch wirkende Phänomen dichterisch verwertet worden, aber wohl nur wenige Leser werden wissen, welche im Grunde sehr einfache Erklärung dieser als dichterisches und malerisches Stimmungsmittel so viel benützten Erscheinung zugrunde liegt.

Sie ergibt sich aus der Beobachtung, daß eben nur Dampfer diese Spur hinterlassen, und ist recht unpoetisch. Die glänzenden Streifen sind nämlich nichts als — Ölflecke, die der Dampfer hinterläßt, und die Spur dauert so lange an, weil trotz der geringen Ölmengen, um die es sich handelt, das Öl eben nur sehr langsam vom Wasser verdrängt wird.

Wo aber kommt diese Ölspur her? „Aha!“ wird da mancher in dunkler Erinnerung an ein oft gebrauchtes Seemannshilfsmittel rufen: „Das Öl goß der Dampfer aus, um die Wellen zu beruhigen!“ — Das stimmt nun nicht ganz, denn eine solche Ölspur hinterläßt jeder Dampfer, ganz gleich, ob die See unruhig ist oder nicht, und es fällt keinem Kapitän ein, Öl auf das Meer auszugießen, wenn ihn nicht ganz besonders zwingende Gründe dazu treiben; denn das wäre ein sehr teurer Spaß. Nein, dieses Öl kommt aus der Maschine. Der Dampf reißt naturgemäß bei seiner Entwicklung erhebliche Mengen Schmieröl aus dem Zylinder mit. Dieses Öl wird im Kondenskessel mit niedergeschlagen und strömt durch die Kondenswasserabflußröhren mit ab, verbreitet sich nun sehr rasch auf der Wasseroberfläche und bildet eine dünne Schicht. Große Wellen kann diese schwache Ölschicht freilich nicht glätten, denn diese haben zu große Kraft, als daß eine so schwache Oberflächenspannung, wie sie die Ölschicht darbietet, sie beeinflussen könnte; aber die

kleineren Wellchen, die sogenannten Kräuselwellen, werden plattgedrückt, weil die Ölfläche nicht elastisch ist und sich deshalb mit Erfolg ihrem Ansturm widersetzen kann. Daher die glänzende Glätte einer Dampferspur. Weil nun aber in den großen Wassermassen des Meeres nach und nach die kleine Ölmenge nach unten gerissen und verteilt wird, verschwindet die glänzende Spur nach einiger Zeit. O. Th. St.

Eigenartige Wette. — Auber, der Komponist der geistvollen komischen Opern Fra Diavolo, Maurer und Schlosser und so weiter, war wegen seiner witzigen und schlagfertigen Antworten in Künstlerkreisen bekannt. Da er durch seine Opern bedeutende Einnahmen hatte, so hatte Auber selbst im hohen Alter noch den Wunsch, recht lange und recht vergnügt leben zu können. So manchen seiner Freunde sah er ins Grab sinken, er selbst wollte nicht an ein baldiges Ende glauben.

Als man den Komponisten Meyerbeer zur letzten Ruhe gebettet hatte, fuhr Auber mit dem ihm befreundeten Rossini vom Kirchhof nach Hause zurück. Ernst saßen sich die beiden großen Komponisten im Wagen gegenüber, und lange sah der zweiundsiebzigjährige Rossini den bereits über achtzig Jahre alten Auber an, um dann plötzlich zu sagen: „Drei wirkliche Komponisten lebten in Paris. Meyerbeer, Auber und ich. Nun ist der erste davon für immer von uns gegangen. Wen mag das Schicksal an zweiter Stelle abberufen?“

Lachend entgegnete ihm Auber: „Der zweite, den das Schicksal abruft, sind Sie, mein lieber Freund Rossini, so leid es mir auch tut, Ihnen dies sagen zu müssen!“

„Woher wollen Sie das wissen?“

„Ich weiß es eben und bin gerne bereit, mit Ihnen zu wetten, obgleich ich fast zehn Jahre älter bin als Sie. Wollen wir also um tausend Franken wetten? Jeder vermacht sie dem Überlebenden in seinem Testament mit der Bedingung, dafür seine Bekannten zu einem feinen Souper einzuladen! Ich werde Fasanen dazu bestellen, denn die esse ich für mein Leben gern.“

Die Wette wurde abgeschlossen, und richtig konnte Auber seine geliebten Fasanen im Kreise der eingeladenen Freunde verzehren, denn Rossini starb 1868, während Auber selbst noch

die ganze Belagerung von Paris miterlebte. Er starb am 13. Mai 1871 im Alter von neunundachtzig Jahren. A. M.

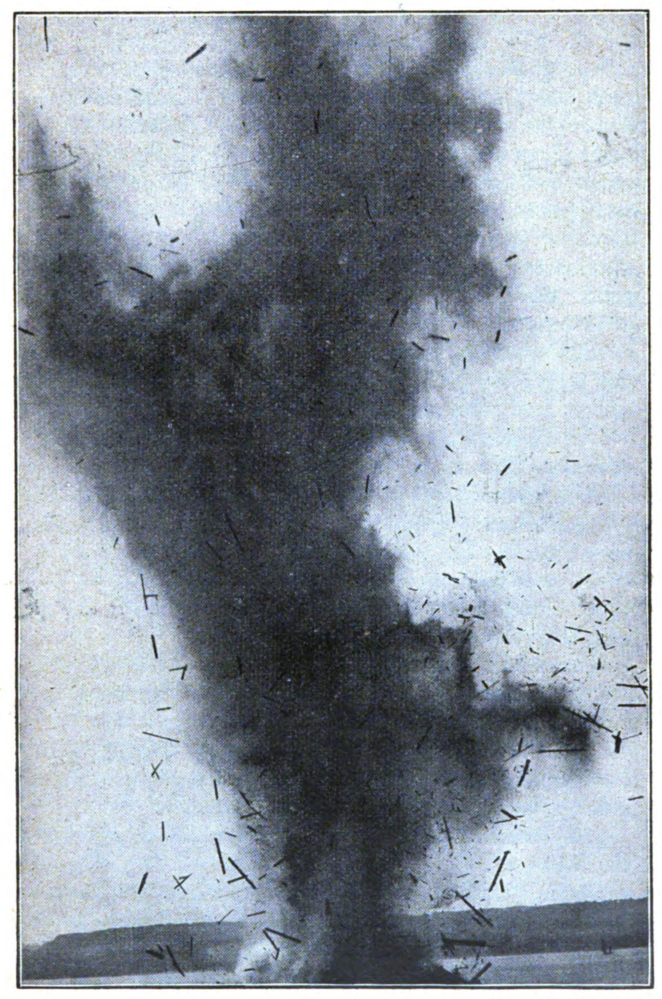
Sprechende Kanarienvögel. — Seit einiger Zeit ist der Kanarienvogel in einer ganz besonderen Eigenschaft den Liebhabern entgegengetreten und zwar in einer Begabung, die man bei ihm eigentlich wohl am wenigsten erwartet hätte — als Sprecher nämlich.

Die Fähigkeit, menschliche Worte nachzuahmen, ist bisher nur bei Papageien, Krähen oder Raben und Staren zu finden gewesen, bis sie nun also auch beim Kanarienvogel festgestellt worden ist. So erzählte die „Times“, daß zu Scraps-gate bei Sheerneß ein Schafhirte namens Mungeam einen Kanarienvogel habe, der Worte und ganze Sätze deutlich spreche. Manchmal schalte er einige Worte in den Gesang ein, dieselben seien aber deutlicher, wenn er spreche, ohne zu singen.

Man ist nicht darauf ausgegangen, den Kanarienvögeln das Sprechen anzulernen, vielmehr nur durch Zufall ist man zu der Überzeugung gekommen, daß auch er sprachbegabt ist. So kannte ich eine Dame, die einen jüngeren Kanarienvogel gekauft hatte, der nach einer schlecht überstandenen Mauser für immer verstummt schien. Die Besitzerin des Vogels rief nun dem Vogel öfters zu: „Sing doch, mein Mätzchen! Wie singst du? Widewidewit!“ Man kann sich wohl die Überraschung denken, als eines Tages der Vogel die ihm vorgesprochenen Worte nachplauderte. Sobald die Dame auf den Vogel einspricht, fängt er nun auch wieder zu singen an, und mitten in seinem Gesange ertönt es dann: „Widewidewit — wie singst du, mein Mätzchen?“ Immer und immer wiederholt er, und deutlich und klar kann man die Worte verstehen. Er spricht übrigens nur zu seiner Herrin und ist keineswegs zahm, sondern im Gegenteil gegen jeden anderen recht scheu.

Natürlich bringt der Kanarienvogel diese Worte nicht mit menschlichem Ton hervor, sondern er webt sie mitten in den Gesang hinein. So klingt sein „widewidewit“ ganz harmonisch und man hört und unterscheidet es mit voller Bestimmtheit. K. A. Sch.

Sprengung eines Schiffwracks. — Ist ein gescheitertes Seeschiff in der Nähe eines Hafens an seichter Stelle unter-



A. Renard in Kiel phot.

Sprengung eines Schiffwracks.

gegangen, so daß ein Teil desselben noch aus der Flut hervorragt, oder treibt ein herrenloses Schiff halbzerstört, das nicht mehr das Fortgeschlepptwerden mittels eines Dampfers lohnt, auf den Wellen, so bildet ein solches Wräck eine große Gefahr für die Schiffahrt. Ein solches Verkehrshindernis muß beseitigt werden. Es geschieht am besten durch Sprengen mittels Dynamit oder anderer Sprengstoffe. Unser Bild zeigt einen solchen, oft recht imposanten Vorgang. Es zeigt den Augenblick der Explosion, welche die Luft mit himmelwärts geschleuderten Balken und Brettern erfüllt. Auf der spiegelglatten See tritt die furchtbare Gewalt des Vernichtungswerks besonders scharf hervor. J. P.

Amtlich oder außeramtlich? — Als der ungarische General Graf L. im Jahre 1849 zum Chef der Exekutivkommission ernannt worden war, hatte man ihm eine so unbegrenzte Macht verliehen, daß, wie er selbst sagte, er im Grunde der Dinge Vizekaiser war. Einmal entdeckte er in Verfolgung einer gewissen Spur, daß einer der gesuchten Flüchtlinge von Zeit zu Zeit dem berühmten Schriftsteller und Philosophen G. einen Besuch abstattete. Gleich darauf machte sich L. in eigener Person auf und suchte G. in seinem Landhause heim, aber noch ehe er Zeit gehabt hatte, sich vorzustellen, hatte der Schriftsteller ihn erkannt.

Unvermittelt redete er ihn an: „Ich weiß, Sie sind Graf L. Kommen Sie in amtlicher Eigenschaft zu mir heraus oder als Privatmann? Falls amtlich, so stelle ich Ihnen hier meine Schlüssel zur Verfügung. Suchen Sie durch, was Sie wollen, öffnen Sie jeden Raum, jeden Behälter, der Ihnen verdächtig erscheint. Es steht Ihnen alles frei.“

„Ich komme nicht amtlich, sondern außeramtlich,“ erklärte sein Besucher.

„Ah so,“ war alles, was G. erwiderte. Nachdem er sich aber einen besonders handfesten Knecht herbeigewinkt hatte, befahl er diesem barsch: „Wirf einmal den Mann hier aus dem Hause!“

Der Bedienstete führte den Befehl mit Kraft und Begeisterung buchstäblich aus, so daß dem gefürchteten Chef der Exekutivkommission weder Zeit noch Gelegenheit geworden

war, etwas über seinen Zweck auszukundschaften. Er hütete sich aber wohl, den greisen Schriftsteller deswegen zur Rechenschaft zu ziehen, sondern steckte die ihm widerfahrene Behandlung ruhig ein und machte, daß er fortkam. C. D.

Moderne Amulette. — Der New Yorker Schönen hat sich wieder einmal eine neue Manie bemächtigt. Sie sind zu der Überzeugung gelangt, daß es unmöglich sei, sich den Gefahren des Großstadtverkehrs anzuvertrauen, ohne einen Talisman bei sich zu tragen. Ihre Wahl fiel auf die glückbringende Kraft allerliebster Miniaturelefanten aus zart rosig getöntem Elfenbein; ferner auf fein gearbeitete goldene Statuettchen des Buddha und schließlich noch auf Steine, die von den mystischen Wassern des Nils ans Ufer gespült wurden. Einen dieser drei modernsten Glückspender muß man unbedingt sein eigen nennen. Aber aus Japan, Indien oder Ägypten müssen diese Artikel unbedingt bezogen sein, wenn sie wirklich Glück bringen sollen. Außerdem muß der Talisman als Geschenk von einer befreundeten Person kommen.

Die Miniaturelefanten als Amulette zu tragen, haben einige in New York lebende Japanerinnen eingeführt. Jede der schlitzäugigen Schönen ist im Besitz des bewußten Elefanten. Man trägt die zierlichen Dinger an feinem Goldkettchen um den Hals.

Die Goldbuddhas aufzutreiben, soll ziemlich schwer halten. Die begehrtesten kommen, einzeln in winzige Sandelholzkästchen verpackt, direkt aus dem Märchenlande am Ganges. Man muß das duftende Etui eigenhändig ohne Zeugen öffnen, und das Statuettchen sofort um den Hals hängen. Kein profaner Blick darf es treffen.

Das kostbarste Amulett, an dessen Wirksamkeit die amerikanischen Modedamen zuversichtlich glauben, ist jener unscheinbare, leicht zerbröckelnde Stein, wie er dann und wann am Nilufer zu finden ist. Ein Nilsteinamulett zu besitzen, darin gipfelt die Sehnsucht aller vom Aberglauben umfangenen Damen New Yorks. O. v. B.

Die Tafelprobe. — Der Erzkanzler Napoleons I., Cambacérès, war wegen seines Geizes in ganz Paris berüchtigt.



Eines Tages lieferte ihm ein Möbelfabrikant eine bestellte Tafel für sechzig Personen ab. Der Kanzler befahl, sie im Speisesaale aufzustellen, und als dies geschehen war, sagte er dem Tischler, sie sei entschieden zu klein ausgefallen. Er hoffte durch diese Bemängelung den Preis etwas herabzudrücken. Nach langem Streiten kam man überein, eine entscheidende Probe zu machen. Sechzig Maurergesellen wurden herbeigerufen, die gerade auf dem Karussellplatz arbeiteten. Diese wuschen sich schnell Gesicht und Hände und eilten in den Palast. Hier wurden sie in den Speisesaal geführt und um die Tafel gesetzt. Vor jedem Platz waren Teller, Messer, Gabel und Trinkglas, so daß die Leute annehmen konnten, sie würden von dem Erzkanzler bewirtet werden. Alle warteten daher freudig der Dinge, die da kommen sollten.

Allein statt dessen kommandierte Cambacérès plötzlich: „Stellt euch, als ob ihr trinken wolltet! Tut, als ob ihr etwas auf dem Teller zerschnittet!“

Die Leute taten wie befohlen, und der geizige Kanzler überzeugte sich, daß die Tafel völlig ausreichend für sechzig Personen war. Darauf wurden die Maurergesellen wieder fortgeschickt, ohne daß sie auch nur ein Trinkgeld erhielten.

Für Cambacérès kam jedoch das dicke Ende noch nach. Napoleon hörte von dieser Tafelprobe und, da er sich schon lange über den unanständigen Geiz des Kanzlers geärgert hatte, befahl er diesem, die sechzig Maurergesellen an derselben Tafel in aller Form auf das beste zu bewirten. Und da der Kaiser sich das Gastmahl selbst ansah, soll es Cambacérès ein schönes Stück Geld gekostet haben. W. K.

Diplomatenschliche. — Unter der Regierung des altchinesischen Kaisers Shindsung war ein gewisser Wangkuni lange Jahre hindurch erster Minister. Er galt zu seiner Zeit für einen großen Diplomaten und erhielt nach seinem Tode den Beinamen „der Minister von drei Willen“, weil er nämlich stets sowohl auf den vergangenen, als auf den gegenwärtigen und endlich sogar auf den zukünftigen, noch gar nicht vorhandenen Willen seines Gebieters sich berief.

Diese geschichtliche Tatsache erinnert an den englischen

Staatsmann Pitt den Jüngeren, der über jeden Gegenstand drei Meinungen besaß. „Dieses," sagte er gewöhnlich, „ist meine Privatmeinung, dieses meine offizielle und dieses meine öffentliche Meinung." M. L—l.

Wie die Völker lachen. Darüber macht eine Pariser Zeitung die folgenden Bemerkungen. Wo man am meisten lacht? In Brüssel. Am seltensten? In Madrid. Am schönsten aber lacht man in Paris. Kein Wunder, hat es in der Seinestadt doch früher sogenannte Lachmeister gegeben, die nicht nur in der gefälligen Unterhaltung Unterricht gaben, sondern ihren Schülern und Schülerinnen beibrachten, daß ein meckerndes, wieherndes oder sonstwie unangenehm tönendes Lachen geradezu beleidigend sei. Der Franzose von heute lacht weniger als früher, manche führen das auf das Häßlicherwerden der Zähne zurück. Er lacht freundschaftlich ohne Nachgedanken. Ähnlich auch der Österreicher. Sein Lachen ist frisch und zeugt von Mitteilsamkeit. Ganz besonders entzückend ist das geistreiche Lachen der Wienerin mit den kleinen weißen Zähnen. Ganz anders der Engländer! Er lacht kurz, hart, trocken, gerade so, als ob er sich durch diese Gefühlsäußerung zu seiner Umgebung herabließe. Mitglieder der vornehmen englischen Aristokratie lachen überhaupt fast nie. Der Brüsseler dagegen lacht unbändig laut. Die Brüsseler Damen lachen in den höchsten Tönen, und einige waren ihres Lachens wegen geradezu berühmt, so Frau Bianka Duchanel und Mariette Sully. Das Lachen in seiner natürlichsten, reinsten und frischesten Form soll man bei dem Amerikaner finden. Sein Lachausbruch ist urwüchsig, ungekünstelt und darum fortreißend. O. v. B.

Die Waldfee. — Den bestrickenden Zauber des Waldes, wie er vom Frührot übergossen wird, wie um die Mittagszeit ein geheimnisvolles Schweigen durch die träumenden Stämme schreitet oder wie das silberne Mondlicht Busch und Schlucht erfüllt, zu schildern, werden unsere Dichter und Maler niemals müde. Immer wieder regen sie die keuschen Reize des Waldes zu neuen Schöpfungen an. Einem solchen künstlerischen Empfinden ist auch das Gemälde von W. Ebbinghaus „Die Waldfee" entsprungen, das wir unseren Lesern und Freunden in diesem

Jahre als Ölfarbendruckbild darbieten. Auf ihm ist die Poesie des mondlichtdurchfluteten Forstes in der jungfräulichen Waldfee verkörpert, die, in wallende, weiße Gewänder gehüllt, auf schneeigem Zelter dahinreitet. Ihr hat der Künstler zur Versinnbildlichung der dichterischen Gefühle, die die Schönheit des Waldes in uns auslöst, einen fahrenden Minnesänger gegenübergestellt. Von der überirdischen Anmut der lichtumglänzten Erscheinung entzückt, ist der Sänger in das Knie gesunken und blickt verehrungsvoll zu ihr auf. Ihre Haltung verrät, daß sie ihn mahnt, die Herrlichkeit des Waldes in seinen Liedern zu besingen und zu preisen.

Unser stimmungsvolles Ölfarbendruckbild, von dem wir eine verkleinerte Wiedergabe auf der ersten Vorsatzseite bringen, ist in fünfzehn Farbenplatten ausgeführt und wird zu dem äußerst wohlfeilen Preise von 1 Mark 50 Pfennig geliefert. Mit ihm wird in ein jedes Heim ein Hauch märchenhaften Waldzaubers einziehen. Th. S.

Ein Hase zum Selbstkostenpreis. — Ein bekannter rheinischer Großindustrieller hatte auch eine Jagd gepachtet und wurde von einer verwandten Dame gebeten, ihr doch auch einmal einen Hasen abzulassen. „Und nicht wahr, lieber Alfred, zum Selbstkostenpreis!“ fügte sie bei.

Einige Tage später bekommt sie den Hasen zugeschickt und dazu folgende Abrechnung:

Jagdpacht	Mark	600.—
Jagdaufseher	„	100.—
Wildschaden	„	50.—
Patronen	„	60.—
Schmerzensgelder . . .	„	450.—
	Mark	1260.—

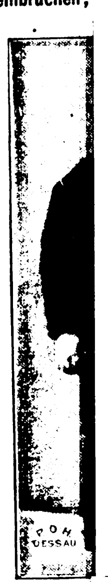
Erlegt wurden 23 Hasen. Ich darf dich also wohl um den Selbstkostenpreis von Mark 54.78 für das beifolgende Exemplar bitten. Weitere stehen zu dem gleichen Preise gerne zur Verfügung. Dein Alfred.“ C. T.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

Paschens orthopädische Heilanstalt

D

Erfolgrei
Behandlung
Beinbrüchen,



Zander-
u. ander

Unio
Die E
von
bildu
Leine
Dem
Hellwalds
bei aller
durch grü
nisse — i
geschrieben
bücher de

DATE DUE			

